Philipp Galen's
Gesammelte Schriften.

Taschen-Ausgabe.

Mit des Autors Portrait und Facsimile.

16. Theil.

Leipzig, 1858.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Walther Lund.

Erinnerungen

aus dem Leben eines Schriftstellers.

Von

Philipp Galen.

Dritter Band.

Zweite Auflage.

Leipzig, 1858.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Erstes Kapitel.

Schloß Dingelstein.

Aus wieviel verschiedenen Gründen werden im Leben nicht Reisen unternommen? Zum Vergnügen, zur Erholung, zur Belehrung; aus Neugierde, Veränderungssucht, Geschäftsrücksichten oder Wissensdrang; um einen geliebten Freund oder Verwandten nach langer Trennung wieder zu sehen, einen seiner Freudentage zu verherrlichen oder um ihn zur Gruft zu begleiten — und wieviel tausend Gründe giebt es nicht sonst noch! Aus welchen von diesen allen war Moritz Brand diesmal auf die Reise gegangen? Ach, er wußte es selbst nicht, es war ihm aber auch ziemlich gleichgültig geworden. Er reis'te, weil er reisen mußte, aus einer inneren namenlosen Nothwendigkeit; vielleicht auch aus Dankbarkeit, aus Wohlwollen, um einigen sonderbaren Menschen einen Gefallen oder ihren Willen zu thun. So dachte er wenigstens oft, aber immer dachte er anders, und was er auch dachte, den rechten Grund konnte er nicht finden, so sehr er auch seinen Kopf und seine Einbildungskraft dabei anstrengte. So war es ihm denn zuletzt zur Gewohnheit geworden, sich zu sagen: ich reise, weil man mir von Außen her die Reise aufgedrungen hat, am allerwenigsten aber reise ich aus eigenem inne-

ren Antriebe und innerer Lust. — Aber dieser Antrieb, diese Lust zur Reise findet sich oft, wenn man erst auf der Reise ist. Man sieht und hört so viel Neues, Wissenswerthes und Angenehmes, man findet seine Erwartungen, zumal wenn man sie sehr niedrig spannte, so häufig übertroffen, daß auch ein ungern Reisender sich oft gestehen muß: es ist dies Reisen ohne Grund doch ganz hübsch, ich fühle mich angeregt, wo ich es nicht vorausgesetzt, und bin eigentlich nicht unzufrieden, daß ich mein stilles Haus verlassen habe und in die weite Welt gegangen bin. Das Letztere sagte sich nun freilich unser Freund nicht, der so lange Jahre absichtlich von der Welt zurückgezogen gelebt, denn er hatte seine einsiedlerische Stille über Alles lieb gewonnen, so daß es für ihn nichts Angenehmeres gab, als eben zu Hause zu sein. Aber, er war doch einsichtsvoll und wahrheitsliebend genug, um sich schon nach einigen Tagen einzugestehen: es ist hier draußen besser, friedfertiger, angenehmer, als ich dachte, ich befinde mich ganz leidlich wohl dabei. Vielleicht war es auch der Reiz der Neuheit, der seinen Geist fesselte und sein Gemüth anzog, der Wechsel der Scenen, das Malerische der Landschaft, was sein Auge heiterer und seinen Schritt freier machte, denn es ist nicht zu läugnen, wer in einem im Ganzen ebenen Lande wohnt, und sei es auch noch so schön und mit Reizen aller Art geschmückt, wer nicht den wechselnden Anblick starrender Felsen, zerspaltener Klüfte, moosbewachsener Gießbachthäler kennt, der wird von diesen großartigen Spielen der wandelbaren Natur eben so leicht fortgerissen und entzückt, wie ein Fisch, der aus einem beschränkten Wasserbehälter plötzlich in einen freien klaren See sich versetzt sieht.

Wenn auch nicht dasselbe, doch ein ähnliches Gefühl belebte unsern einsamen Wanderer, als er sich nach kurzer Fahrt auf der beflügelten Schienenbahn in einer der herr=

lichsten Gegenden seines Vaterlandes wiederfand, wo der nackte Fels seine wunderbaren Gestaltungen ihm entgegenstreckte und der wildrauschende Bergstrom zu seinen Füßen rastlos dahin rollte. Stundenlang saß er an den romantischsten Stellen dieser schönen Gebirge und gab sich ganz den Riesenspielen der Schöpfung hin, deren nie gesehene Bilder unverhofft neue Gestalten in seinem schaffenden Geiste erzeugten. Eine große und unbekannte Welt that sich hier vor seinem Blicke auf; Gnomen und Elfen tanzten vor ihm her oder stiegen aus dem tiefen Schlunde der Erde herauf, den die gierige Menschenhand Schätze suchend durchwühlt, und das lachende Mährchen der Vorzeit, der einstigen Kindheit der jetzt ausgewachsenen Menschen, breitete seine zauberhaften Wunder vor ihm aus.

Rüstig schritt er dann weiter, von Fels zu Fels, von Thal zu Thal, und immer ruhiger, friedlicher, sanfter floß sein aufgeregtes Blut, immer dankbarer, zufriedener blickte er auf die unbekannten Freunde hin, die ihn zu diesem Genusse verleitet hatten.

Da aber, am vierten oder fünften Tage seiner Wanderung, war er endlich an einen Punkt gelangt, der sein Gemüth von Neuem in Wallung versetzte. Es ging gegen Abend; der Tag war warm, obwohl etwas trübe gewesen, aber um so schöner, einladender, heiterer wurden die wenigen Stunden, die der langsam hereinbrechenden Nacht vorangingen. Die Sonne sank allmälig ihrem heutigen Ziele entgegen und färbte den weiten Himmelsrand, den sie zuletzt zum Abschiede küßte, mit purpurnen und goldenen Strahlen, wie sie ihn nur färben und vergolden kann. Still war es um ihn her, so heimlich still, wie er es so überaus gern hatte, so daß er sich aus dem Wirrsal des Neuen und Ungewohnten selbst wieder fand und beinahe mit heimatlichem Frieden begrüßt fühlte. Er saß auf einer steil absteigenden Felskuppe und schaute weit in das rings um ihn liegende felsengespal-

tene Wunderland hinein. Rechts, links, vor ihm, hinter ihm — beinahe unzählbar stiegen fabelhaft gebildete Steinrippen hervor, die im Hintergrund der violette Duft schattiger Hochberge begränzte, und beinahe eine jede von ihnen sah er mit ragenden Zinnen, einem alterthümlichen Schlosse oder auch einer verödeten Ruine gekrönt. Aber auf einen dieser breiten Felskegel heftete sich fester sein Blick, und als er lange genug hinübergeschaut, fühlte er ein wunderbares Gefühl in seiner Brust aufsteigen, als hebe sich selbst ein innerer Fels aus ihm hervor und strebe nach Freiheit und Luft, nach der unbegränzten Höhe und Weite des darüber lagernden Himmels.

„Was ist das da drüben für ein verwittertes Schloß?" hatte er einen Landmann gefragt, der so eben, von der Arbeit heimkehrend, an ihm vorübergegangen war.

„Es ist der alte Dingelstein, mein Herr!" hatte die freundliche Antwort gelautet.

„Es ist gut, mein Freund, ich danke Euch!" Der Landmann war langsam davon geschritten und unser Freund saß wieder einsam vor dem Ziele seiner diesmaligen Reise und berührte es schon mit dem Auge, wie ihm der unbekannte Schreiber der seltsamen Briefe vorausgesagt hatte.

Lange verweilte sein Blick auf den grauen Mauern, den hoch emporstrebenden Zinnen und den im Abendsonnenscheine blinkenden Fenstern des alten Schlosses, lange betrachtete er es mit dem kräftigen Strahl seines nie ermüdenden Auges. Endlich aber hatte er so viel davon gesehen, als dieses gute Auge ihm zu sehen erlaubte, und er suchte sich einen Beistand auf, der ihm das unbekannte Gebäude noch näher vor die Seele rücken sollte. Er holte sein schönes Fernglas hervor, welches er noch als eine Erinnerung von seinen früheren Reisen bewahrte, und richtete es auf das ferne Gemäuer. Aber er konnte anfangs nicht viel besser und mehr sehen als vorher, denn seine Hand zitterte und sein Blut wallte hefti-

ger, als das lange Erstrebte ihm nun plötzlich so nahe gerückt war. Allein auch diese innere Bewegung ging vorüber und endlich hatte er es in allen seinen Theilen beschaut, so daß er sogar die dunkelen Krähenschwärme bemerkt, die sich in der abendlichen Luft um die beiden Thürme auf den Ecken tummelten. Und was hatte er gesehen? Ungefähr dasselbe, was wir schon vorher angedeutet haben, nur um ein Weniges klarer und deutlicher. Er sah ein augenscheinlich mittelalterliches Schloß, grau von Farbe, düster in fast allen seinen Theilen, in einem Viereck erbaut, drei Stockwerke hoch, auf jeder ihm entgegengekehrten Ecke einen vorspringenden, spitz zulaufenden Thurm. Umgeben war dieses alte Schloß von einem wohlgepflegten Parke oder Garten, der sich beinahe bis tief hinab an den Fuß des kegelförmigen Felsens erstreckte und reizende Wege, Lauben, Alleen, vor Allem aber einen prächtigen uralten Baumwuchs zeigte.

„Das ist Alles so, wie ich es dachte!" sagte sich der einsame Wanderer. „Meine Phantasie hat längst der Wirklichkeit vorgearbeitet. Diese gute, fleißige Phantasie! Aber was quält sie mich weiter, warum zeigt sie mir mehr, als ich zu sehen wünsche, es ist ja schon alt, düster und traurig von Ansehn genug! Aber sie, die Phantasie, flüstert mir wider Willen schaurige, abenteuerliche Dinge zu. Es scheint mir ein Adlerhorst, eine Geierwohnung zu sein, die vor mir liegt. Jahrhunderte hindurch stand sie schon so auf den Felsen gegründet, und Blut, Mord und Tod haben vielleicht stets in ihren ergrauten Mauern gehaus't. Wie oft hat der weitschauende Falke, der da oben sein Bett gemauert, unschuldige Beute heimgebracht und in dem unzugänglichen Neste gierig verschlungen — ach! und ich bin vielleicht auch seine Beute, nach der er schon verlangend die Fänge streckt, jetzt nicht mehr mit Gewalt mich erjagend, denn er ist alt und schwach geworden, der hungrige Falke, aber mit List mich heranzie-

hend, durch girrende Töne, wie eine lockende Sirene den harmlosen Wanderer an sich reißend. Soll ich diesen Tönen folgen und mich ihm auch als willkommene Speise darbieten? O, was denke ich so Trauriges, so Kindisches! Auf denn, betrachten wir uns den alten Falken, Geier oder Adler, was er auch sei, aus der Nähe, wir fürchten ihn nicht, wir trotzen ihm, er hat keine Gewalt über uns."

Er erhob sich schnell, kletterte den schmalen Felsenpfad hinunter, durchschnitt das enge Thal, in welchem ein schäumender Gießbach brodelte und zischte, und betrat kühn und leicht die jenseitige Höhe. Aber nicht gerade hinauf konnte er auf diese Weise gelangen. Ein weiter Umweg stand ihm bevor und es war beinahe Nacht geworden, als er in ein Städtchen gelangte, wohin er seinen Koffer voraus gesandt hatte, den er auch wohlbehalten an dem bezeichneten Orte vorfand.

In dem Gasthause dieses kleinen Städtchens, worin wir mit unserm Freunde die nächste Nacht zubringen müssen, war es diesen Abend, wenn nicht immer, sehr öde und leer. Ein jüdischer Kaufmann, wie man sie überall findet, wo man sie nicht braucht, saß allein am Tische und ließ es sich wohlschmecken. Ihm gegenüber nahm unser Wanderer Platz. Sogleich begann der Kaufmann mit der seiner Nation so eigenthümlichen zudringlichen Schwatzhaftigkeit den Nachbar anzureden und ihm verschiedene Fragen vorzulegen, wie man sie im gewöhnlichen Leben nur an einen guten Freund zu richten pflegt, die man aber einem Kaufmanne, und einem Juden obendrein, verzeihen muß. Dennoch schien dieser langweilige Mann unserm Freunde von der Vorsehung nicht ohne Absicht in den Weg geworfen zu sein; denn, von seiner Zudringlichkeit auf das Höchste befremdet und in seiner jetzigen

Stimmung nicht aufgelegt, die Herzensergüsse über Handel und Wandel eines reisenden Leinwandhändlers, für welchen er sich zu erkennen gab, indem er die Feinheit seiner Wäsche pries, geduldig entgegenzunehmen, verließ er, sobald er seinen Abendimbiß genossen, das Gastzimmer und zog sich auf sein eigenes zurück. Wäre dies nicht vorgefallen, so dürfen wir nicht zweifeln, daß er noch länger an der Speisetafel geblieben und dann mit einer Gesellschaft junger Leute aus der Umgegend zusammengetroffen wäre, die gleich nach seinem Abgang in's Zimmer traten und von dem Grafen Dingelstein und seiner Familie so unterrichtet sprachen, wie sie es nur von ihrer eigenen sein konnten. Wahrscheinlich wäre nach dem Anhören dieses sonderbaren Gesprächs der Reise unsers Freundes eine gänzlich unerwartete Wendung gegeben worden und er wäre vielleicht ohne Säumen in die Stille seiner Wälder zurückgekehrt, ohne sich jemals wieder um die Neigung oder Abneigung von Seiten eines an seiner Person Antheil nehmenden Lesers zu bekümmern. So hat jedes Ding in der Welt seine gute und seine schlimme Seite. Ob diese frühzeitige Umkehr nun aber gut oder schlimm für unsern Freund gewesen wäre, das wollen wir hier nicht zu enträthseln versuchen, da der Verlauf unserer Erzählung darüber den besten Aufschluß geben wird.

Am nächsten Morgen sah sich Moritz Brand genöthigt, den zwei Stunden langen Weg nach Dingelstein zu Wagen zurückzulegen, weil in der Nacht ein heftiger Regen gefallen war und Weg und Steg theilweise ungangbar gemacht hatte. Da aber im ganzen Umkreise des Landstädtchens kein besseres Gefährt aufzutreiben war, so mußte er sich bequemen, einen kleinen zweirädrigen Bergkarren zu besteigen, was er auch ohne alle Geringschätzung that und nun bergauf, bergab in langsamem Trott von dem trägen Pferde sich fortschleppen ließ. Indeß hatte er gegen den Bergmann, der sein Kutscher

war, den Wunsch ausgesprochen, zunächst in das Gasthaus der Stadt Dingelstein gefahren zu werden, da er in seinem Gebirgswägelchen füglich nicht vor dem stolzen Schlosse des erlauchten Grafen anlangen mochte. Nach einer etwa halbstündigen Fahrt hielt der Bergmann seinen Karren vor einem roh gezimmerten Gitterwerk an, um dasselbe zu öffnen und hinter sich wieder zu schließen. Hier finge der Wildpark des Herrn Grafen an, erwiderte er dem fragenden Reisenden, und endige erst dicht vor der Stadt. Hinter dem Schlosse auf der Höhe befände sich ein zweites Gitter, und wenn dieses passirt wäre, sähe man die Stadt dicht vor und unter sich liegen.

So war es denn auch. Der Wildpark selbst öffnete sich allmälig und zeigte einen sanft ansteigenden, mit geschlagenem Holze gefüllten und mit schönen Laubbäumen reichlich bepflanzten Raum, in dessen Gebüschen zu beiden Seiten sich mancher edle Hirsch und manches Rudel flüchtiger Rehe blicken ließ. Endlich tauchte auch das Schloß zur Linken des auf die friedliche Umgebung aufmerksamen Reisenden auf und er bemerkte sehr bald, daß es sich in der Nähe stattlicher und zierlicher darstellte, als von jenem Felsen aus, wo er es am vorigen Abende zuerst gesehen. Indessen konnte er nur die höheren Stockwerke des Hinterbaues wahrnehmen, da die unteren von hohem Gebüsch verdeckt und die vorderen seinem Blicke ganz abgewendet lagen. Da zeigte sich ihm, während das knarrende Fahrzeug auf abschüssigem Wege wieder rascher weiter rasselte, das schon vorher erwähnte zweite Gitterwerk, in dessen Nähe eine schöne Hirschkuh mit ihrem springenden Kalbe weidete. Die munteren Thiere mit fröhlichem Zuruf begrüßend, wollte er eben dem Führer seinen Wunsch, langsamer zu fahren, aussprechen, als ein neuer unerwarteter Anblick seine Augen in eine andere Richtung lenkte. Unmittelbar vor dem rasselnden Gefährt, bisher durch

eine Wendung des Weges dem Beschauer verborgen, schritten zwei Damen dicht neben einander, die, sobald sie den Karren mit dem Reisenden näher kommen sahen, ihre Schritte beschleunigten und einen seitwärts nach dem Schlosse führenden Weg einschlugen. Beide waren groß, von schönem Wuchse, so weit es ihre verhüllende Kleidung zu sehen erlaubte, und vornehm in ihrer ganzen Erscheinung. Die eine der Damen trug einen grünen Schleier auf ihrem Hute, den sie vor ihr Gesicht herabgezogen hatte, die andere einen weißen, der bei ihrem lebhaften Gange und der bewegten Luft weit hinter ihr her flatterte. In diesem Augenblick kam ihnen das Gefährt am nächsten; der Reisende zog ehrerbietig seine Kopfbedeckung und verbeugte sich auf seinem bretternen Sitze, so gut es dieser erlaubte, welchen Gruß die Dame mit dem weißen Schleier eilfertig erwiderte. Dabei aber wollte es Ersterem bedünken, als fliege ein seltsam lächelnder Ausdruck über ihr bleiches Gesicht, dessen Grund er natürlich in seinem sonderbaren Aufzuge zu finden glaubte. Gleich darauf aber waren beide Damen im Gebüsche verschwunden und eilten schnellen Schrittes dem Schlosse zu.

„Wer waren diese Damen?" fragte Moritz Brand seinen Fuhrmann.

„Ich habe sie nicht gesehen," erwiderte dieser, „sie werden aber wohl zum Schlosse gehören." Darauf stieg er von seinem Sitze herab, öffnete das Gitter und, nachdem er es hinter dem Wagen wieder geschlossen, fuhr er in scharfem Trabe seinen Gast in das Städtchen hinein, welches am Abhange des Berges lag und freundlich und nett dem Beschauer entgegentrat. In kurzer Zeit war das in der Nähe des Schlosses gelegene Gasthaus erreicht, Moritz Brand war zur Stelle und von dem Hausknechte, der vor der Thüre stand und den Gast nach seinem Fuhrwerk zu beurtheilen schien, nachlässig begrüßt.

Aber man sollte sehr bald eines Besseren über den bescheiden herangekommenen Fremden belehrt werden; denn kaum war dieser in das nächste Zimmer des Hauses getreten, um den Bergmann für seine Fahrt zu bezahlen und dem Kellner einen Auftrag wegen des Koffers zu ertheilen, als beinahe in athemlosem Laufe ein reich gekleideter Diener erschien und nach einem etwa eben angelangten Herrn forschte. Er wurde in's Zimmer gewiesen und stand unserm Freunde selbst gegenüber.

„Mein Herr,“ sagte er ehrerbietig, den Hut steif in der Rechten haltend, „habe ich vielleicht die Ehre, Herrn Moritz Brand vor mir zu sehen?“

„Der bin ich — wie konnten Sie vermuthen, daß ich so eben gekommen sei?“

Der Diener lächelte bescheiden und schien sich auf eine Antwort zu besinnen. Endlich sagte er ehrlich:

„Ich glaube, man hat vom Schlosse aus einen ankommenden Fremden bemerkt, und da man Herrn Brand seit einigen Tagen erwartete, so hat man mich zur Anfrage hierher geschickt. Wenn Sie es aber sind, so bin ich beauftragt, Ihnen zu melden, daß sogleich ein Wagen vorfahren und Sie zum Schlosse abholen wird.“

„Soll denn der Herr im Schlosse logiren?“ fragte nicht eben freundlich der Wirth, der eben in's Zimmer getreten war und den kaum angelangten Gast schon wieder zu verlieren fürchtete.

„Im Schlosse, Herr Meier — ja — ich habe die Ehre, mich Ihnen einstweilen zu empfehlen, Herr Brand!“

Zehn Minuten später rollte eine elegante gräfliche Chaise mit zwei herrlichen Rappen bespannt vor das Haus, deren Diener dem Besuch seiner Herrschaft einsteigen half, den Koffer auf den Bock legte und sich selbst zum Kutscher setzte. Kaum

saß er fest, so zogen die Rappen an und trugen im Galopp den fast beschämten und keines bestimmten Gedankens fähigen Gast auf ebenem Wege die Anhöhe hinauf, und wenige Minuten später hielt der Wagen vor einem breiten Portale, wo man ihn auszusteigen bat und eine schöne steinerne Wendeltreppe hinauf in ein großes, eben so bequem wie prachtvoll ausgestattetes Prunkgemach führte.

Der menschliche Geist kann sich gewöhnlich nicht so rasch an eine gänzliche Umgestaltung seiner Umgebungen und Verhältnisse gewöhnen, wie der in dieser Beziehung viel gewandtere Leib mit seinen irdischeren Bedürfnissen; verwundert steht er in seiner Betrachtung still und begreift schwer, wie eine so blitzschnelle Verwandlung möglich gewesen ist. Denn der Geist, als das elastischste, sprungfertigste Fluidum der Schöpfung, sieht von jedem Dinge nur den Anfang und das Ende, den Willen und die That, während er den zwischen beiden liegenden Raum, die ungemessene Zeit, leicht überspringt und daher, am Ziele angelangt, die eigentliche Bahn, die er durchlaufen hat, nicht mehr sieht oder kennt.

Moritz Brand hatte in diesem Augenblicke, da er sich allein in dem Zimmer des gräflichen Schlosses wiederfand, und ein prachtvoller alter Spiegel ihm sein eigenes Bild strahlender als je zurückwarf, nur den ersten Brief des Herrn Stahr und die unerwartete Endfolge desselben, seine Anwesenheit in eben diesem Schlosse, vor Augen; was er aber in der Zwischenzeit erlebt und erfahren, wie er mit sich selbst gekämpft und was er zu überwinden gehabt, um zu dem Entschlusse der Reise zu gelangen, das sah er nicht mehr, das war ihm beinahe ganz aus der Erinnerung verwischt. So sehen wir ihn jetzt still und erwartungsvoll in dem geschmück-

ten Raume stehen; sein Auge, obgleich geöffnet, erblickte dennoch bis jetzt nichts von dem, was ihn umgab, denn sein Geist arbeitete noch immer an einem und demselben Gedanken, der ihn gegenwärtig allein beschäftigte.

„Da bin ich," sagte er zu sich, „wo ich noch vor wenigen Wochen niemals zu sein glauben konnte. Wie ist das Alles möglich geworden, wie hat es sich so rasch entwickelt, daß ich es kaum fassen und begreifen kann! Da bin ich in dem Neste des alten Falken selber, seine steinernen Mauern umschließen mich, seine Pforten haben sich schon wieder hinter mir geschlossen — wann werden sie sich wieder öffnen, um mich hinaus zu lassen? Sonderbar! Tausend nie empfundene Gefühle drängen hier mit einem Male auf mich ein und ich kann gar keinen bestimmten Gedanken fassen. Was wird sich mir nun zunächst offenbaren und wer wird mir zuerst vor die Augen treten? Ein guter oder ein böser Geist? Ah, ich will doch einmal untersuchen, welche Lage eigentlich mein Zimmer hat —"

Und er trat an ein großes Fenster und blickte forschend hinaus. Aber sogleich fühlte er sich freudig überrascht, denn vor ihm lag, weit geöffnet, eine zaubervolle Landschaft; hinter einem tiefen, grünen Thale die himmelanstrebenden Felsen, auf deren Spitzen er vor einigen Tagen gewandert, die im Augenblick aber ein halbdurchsichtiger, bläulicher Nebel geheimnißvoll umschleierte. Er glaubte sogar die Stelle wieder zu erkennen, auf der er am vorigen Abend gesessen und von dem alten Falkenschlosse geträumt hatte.

Von da aus flog er im Geiste von Ort zu Ort, den weiten Weg verfolgend, den er eilig durchschritten, und der ihn endlich dahin geführt, wo er sich jetzt befand. In der That, das Schloß lag auf seiner waldigen Höhe so schön, wie es nur liegen konnte, und das Herz ging dem Schauenden weit auf, als er zuerst die Ferne, dann die nähere

Umgebung und endlich die nächste Nähe durchforschte, denn dicht unter seinem Fenster erschloß sich der reizendste Blumengarten, von dessen Grunde glühende Rosen ihren köstlichen Duft emporsendeten, während herrliche Baumgruppen, dem sammtenen Rasen entsteigend, lebendige Kraft und feste Begränzung in den zauberischen Reiz der lieblichen Blumen brachten.

Da, nachdem er außerhalb genügend umhergeschweift, wandte er sich um und ließ den Blick auch innerhalb der ihn umgebenden Mauern schweifen. Das Zimmer, worin er sich befand, war sehr hoch, breit und lang. Der Fußboden zeigte sich mit weichen Teppichen belegt und die Decke mit alter Stukkatur verziert, deren Mitte ein schönes Bild von ovaler Form, Amor und Psyche darstellend, in sonnig schillerndem Fresko schmückte. Um die Wände lief ein altes, buntfarbiges, aber höchst geschmackvoll eingelegtes Holzgetäfel von schön polirter brauner Grundfarbe, eine so künstliche Arbeit darstellend, wie sie die jetzige Zeit kaum noch zu liefern versteht. Dieser alterthümlichen allgemeinen Ausstattung entsprach die übrige Einrichtung im Einzelnen bis in's Kleinste hinein. Der hohe Kamin von grau geadertem Marmor, über welchem der schon erwähnte bis an die Decke reichende Spiegel tief in die Wand gelassen war, die mit dunklem Sammt überzogenen Polster, Sessel und Lehnstühle, die Tische, deren kalte Steinplatten ebenfalls leuchtende Sammtteppiche bedeckten, alles dies brachte einen ernsten und doch unglaublich wohlthuenden Eindruck hervor. Was den Beschauer aber noch wohlthuender berührte, das war die Wahrnehmung, daß dieses schöne Zimmer besonders für ihn, für seinen Geschmack wenigstens, halb durch Zufall vielleicht, halb aber gewiß mit freundlicher Absicht eingerichtet war. Denn nicht allein bemerkte er auf einem dicht vor ein Fenster gerückten alterthümlichen Schreibtische, von wo aus sich die schönste Fernsicht bot, alles zum Schreiben Nothwendige

und Angenehme aufgestellt und ausgebreitet, sondern, was seiner Lieblingsneigung zumeist entsprach, waren auch überall, wo es anging, die schönsten Porzellangefäße mit wohlriechenden Blumen in bunter Ordnung an einander gereiht. Der auf so auserlesene Weise schon durch leblose Gegenstände willkommen Geheißene überließ sich eben dieser angenehmen Betrachtung, als ein Diener die Flügelthür nach dem Corridor öffnete und ein anderer, ihm folgender, auf einer großen silbernen Platte verschiedene Speisen und Getränke hereinbrachte. Noch zweimal ging er hinaus, noch zweimal kehrte er eben so reich beladen zurück. Endlich schien er Alles beisammen zu haben und stellte es zierlich auf einem Speisetische auf, wobei er besonders darauf zu achten schien, zwei silberne Körbchen mit den herrlichsten frühzeitig gereiften Früchten, den Augen des Gastes nahe zu rücken. Dann rollte er einen breiten Lehnstuhl heran, deutete mit der Hand auf die Vollendung seiner Arbeit und lud den Gast zum Genusse ein.

„Soll das Alles für mich allein sein?" fragte dieser und mußte unwillkürlich dabei lächeln, denn die Tafel konnte den Appetit von wenigstens sechs hungrigen Menschen befriedigen.

„Ja, mein Herr! Ich habe den Auftrag, Sie um Entschuldigung zu bitten, daß Sie bis jetzt noch allein geblieben sind. Herr von Stahr ist zufällig auf einem kurzen Ritte begriffen, indessen ist ihm schon ein Bote nachgesandt und es steht zu erwarten, daß er in wenigen Augenblicken zurückkehren wird."

Der so freundlich Eingeladene setzte sich und goß in ein schönes krystallenes Kelchglas von dem funkelnden Weine, der vor ihm stand. Der Diener bot ihm die Speisen dar und blieb lautlos hinter ihm stehen, jede Bewegung aber, jeden möglichen Wunsch, jeden unwillkürlichen Antrieb des Fremden mit wachsamem Auge errathend und sogleich vollziehend. Moritz Brand, seit Jahren an einsames Essen gewöhnt, was

nur wenige Menschen mit Muße verstehen, aber darum auch um so leichter befriedigt, war in zehn Minuten gesättigt, und länger, als er hierzu bedurfte, saß er niemals bei Tische. Er stand daher auch jetzt von seinem Stuhle auf und bewies damit, daß sein Mahl zu Ende sei.

Der Diener blickte ihn erstaunt an; er war bei seiner Herrschaft an längeres Tafeln gewöhnt.

„Befehlen Sie nichts mehr?" fragte er höflich.

„Ich danke — ich bin fertig."

Augenblicklich wurden die Speisen hinausgetragen; nur der Wein, das Kelchglas, die Früchte und die Blumen blieben zurück.

Nach einer Weile kam der Diener wieder, öffnete eine Seitenthür zur Linken des Zimmers und deutete mit der Hand hinein. „Wenn Sie zu ruhen wünschen, mein Herr — dort ist Ihr Schlafgemach."

„Auch dafür danke ich für jetzt — ich schlafe nur des Nachts."

Als der Diener wieder gegangen war, trat unser Freund durch die zuletzt geöffnete Flügelthür in ein beinahe eben so großes Gemach, wie das erste war. Auch war es ähnlich getäfelt und mit alten Möbeln versehen, nur statt der hellblauen Seidenvorhänge im Wohnzimmer, waren die Fenster durch dunkle karmoisinrothe Damastfalten beschattet, gleich wie das Himmelbett, welches, dem marmornen Kamine gegenüber, in der hintersten Ecke des Zimmers stand und sich bis zur Decke empor hob, breit und groß, als wäre es für einen Riesenmenschen bestimmt, wie ihn vielleicht das Jahrhundert geboren, in welchem es selbst entstanden war.

Eben war er noch mit der Betrachtung der Drapirung desselben beschäftigt, die ein goldner Falke aus dem Schnabel wie eine schwere Wolke herabfallen ließ, als die Thür im Nebenzimmer sich öffnete und der hereintretende Diener Herrn

von Stahr meldete. Rasch und lautlos schritt Moritz Brand über den weichen Teppich, der auch den Boden des Schlafzimmers bedeckte, und stand gleich darauf Auge in Auge vor einem alten, schwarzgekleideten Herrn mittlerer Größe, dessen Haupt ergraut war, dessen edles Gesicht aber einen eben so wohlwollenden wie angenehm erstaunten Ausdruck trug. Sobald er des unbekannten Gastes ansichtig wurde, blieb er stehen, ließ einen seltsam prüfenden Blick über seine ganze Gestalt laufen und zuletzt einen Augenblick auf seiner Stirn ruhen, worauf er dann schnell und gewandt das Auge des Gastes suchte.

„Mein Herr, mein theurer, lieber Herr!" sagte er mit einer gütigen, ernst und mild klingenden Stimme, die aber eine große innere Bewegung verrieth, — „Da sind Sie! Ja, Sie sind es, der lange Erwartete, — ich sehe es, Sie sind der Rechte — hier haben sie meine beiden Hände, lassen Sie sich durch ihren Druck sagen, was ich nicht mit Worten aussprechen kann, wie ich Sie herzlich begrüße und so willkommen heiße, wie uns nur irgend ein Mensch willkommen sein kann."

„Sie sind sehr gütig, Herr von Stahr — hier sind auch meine Hände, ich begrüße Sie eben so herzlich — aber wie vermögen Sie zu sagen, daß ich — der Rechte bin, da Ihnen doch unmöglich Jemand eine Beschreibung meiner Person hat zu Theil werden lassen können —"

„Sie haben Recht — — o lassen Sie uns hier niedersitzen — so — beschreiben konnte Sie uns freilich Niemand, aber — wir haben uns Sie so gedacht, gerade so, wie Sie sich darstellen — o, wenn Sie wüßten, wie oft wir von Ihnen gesprochen, wie wir Ihre Bücher verschlungen — wie wir uns das Alles so schön ausgedacht — aber lassen Sie uns keine peinlichen Redensarten machen — plaudern wir rasch ein wenig, denn viel Zeit haben wir nicht für uns, da

ich Sie sehr bald der Gräfin vorstellen muß, die ein noch größeres Verlangen hat, Sie zu sehen, als ich."

„Aber der Graf, Herr von Stahr — das drückt mich einigermaßen, darum sage ich es gleich — Sie haben mir von seiner Zurückgezogenheit geschrieben — werde ich ihm als Gast seines Hauses eben so willkommen sein?"

Der alte Mann schien etwas verlegen zu werden; er faßte sich an's Kinn und rieb sich dasselbe, als wüßte er nicht recht, wie er seine Antwort einrichten sollte. Endlich sagte er: „Nein — das werden Sie vielleicht nicht — ich sage Ihnen das ehrlich, weil Sie selbst das Gespräch darauf bringen, worauf ich nicht gleich gefaßt war — indessen, — das wird sich ja finden. Sie sehen ihn vielleicht nicht einmal, denn, wie gesagt, er lebt ganz für sich."

„Aber er wird doch bei Tische oder zu einer anderen Zeit in der Nähe seiner Gemahlin sein?"

„Auch das nicht, mein Herr — sehen Sie, da, den linken Flügel des Schlosses mit dem westlichen Thurme, den bewohnt er mit einem alten Freunde allein, mit dem speis't er auch — seine Gemahlin sieht er nur selten — die wohnt hier zu Ihrer Rechten im östlichen Flügel. Es muß Ihnen dies sonderbar erscheinen, ich gestehe es, aber es ist einmal so. Doch, das wird Ihnen ja später Alles klar werden. Für's Erste bitte ich Sie, daran gar nicht zu denken. Der Grund, warum wir Sie zu uns eingeladen, ist ein so durchaus anderer, davon abweichender, daß er uns besseren und reicheren Stoff zur Unterhaltung bieten wird als dieser. Und wenn die Frau Gräfin nicht aus eigenem Antriebe von ihrem Gatten mit Ihnen spricht, so bitte ich — thun Sie seiner mit keiner Sylbe Erwähnung."

Moritz Brand schwieg und blickte träumerisch aus dem Fenster, in dessen Nähe er mit dem alten Manne saß. Das, was er eben vernommen, war das Erste, was er sich an-

ders im gräflichen Schlosse vorgestellt, und der erste gute Eindruck, den er bisher durch alles Gesehene empfangen, war nahe daran, dadurch wieder verwischt zu werden. Aber der Haushofmeister weckte ihn sehr bald aus seinem Nachsinnen und führte seinen Geist in ein anderes Geleise, indem er von seinem schönen Talente und der stillen Zurückgezogenheit, in der er lebte, sprach. „Ihnen wird also die Einsamkeit," sagte er, „die uns hier umgiebt, nicht lästig fallen, da Sie daran gewöhnt sind?"

„Im Gegentheil, sie ist seit Jahren meine theuerste Gefährtin, und ich fühle mich eigentlich nur vollkommen glücklich, wenn ich allein und ungestört bin."

„Demgemäß haben Sie also nicht gern unserer Einladung Folge geleistet?"

„Das will ich nicht sagen. Indessen ist diese Reise so ganz gegen meine Gewohnheit, daß ich mir noch nicht recht erklären kann, was mich vermocht hat, meinen stillen Aufenthaltsort so rasch zu verlassen."

„So hat es Ihnen Mühe gemacht, davon zu scheiden?"

„Sehr große Mühe, und nur nach ernstem Kampfe mit mir selbst habe ich mich dazu entschlossen."

„Sie werden uns aber doch den Zwang nicht fühlen lassen, den wir Ihnen mit unserer Bitte auferlegt?"

„Im Gegentheil, jetzt danke ich Ihnen dafür. Die Trennung ist vorbei und die Reise im Gebirge da drüben hat mir wohlgethan; auch denke ich, mit für lange Zeit günstigen Eindrücken wieder von hier scheiden zu können" —

„An eine so baldige Trennung denken Sie nur nicht" —

„Höchstens acht Tage kann ich und werde ich hier nur verweilen" —

„Das glaube ich nicht — Sie werden länger hier bleiben" —

„Länger? Woraus schließen Sie das?"

„Weil wir hoffentlich Mittel finden werden, Sie zu fesseln, eben so gut, wie wir stärkere angewendet haben würden, Sie hierher zu ziehen, wenn Sie uns nicht auf die erste Bitte gefolgt wären.“

„Sie irren in Beidem. Es giebt kein Mittel auf der Welt, welches mich hier zu fesseln vermöchte, wenn ich abzureisen den Willen hege, und eben so wenig hätten sie eins besessen, mich herbeizuziehen, wenn ich entschlossen gewesen wäre, nicht zu Ihnen zu kommen.“

Der ältere Mann sah den jüngeren mit unverkennbarem Wohlgefallen an; sein festes, ernstes und männliches Wesen hatte ihn bald, wie man am Ausdruck seiner Mienen wahrnehmen konnte, für ihn gewonnen. Dennoch aber lächelte er ungläubig und schüttelte wiederholt den grauen Kopf.

„Sie sprechen sehr bestimmt und ich glaube Ihnen, daß Sie einen festen, unbeugsamen Willen besitzen, es steht Ihnen gleichsam auf der Stirn geschrieben — Sie brauchen darüber nicht zu erröthen, wir lieben und ehren einen so männlichen Charakter — aber Sie kennen uns und unsere Macht nicht; auch wir haben einen festen Willen und — gütige Feen stehen uns zur Seite, unsere Wünsche schleunigst in Erfüllung zu setzen.“

„Ich glaube das gern. Aber auch ich bin im Besitze einer Fee, wenn Sie doch von übernatürlichen Kräften sprechen wollen, und gerade dieser Fee, die meinen Willen zur That befähigt, verdanken Sie, daß ich hierhergekommen bin, denn nur auf ihr Geheiß habe ich mich zu dieser Reise entschlossen.“

Der alte Mann erröthete bis tief in seine weiße Cravatte hinein und erhob erstaunt den ehrwürdigen Kopf. „Eine Fee?“ fragte er, tief Athem schöpfend. „Die haben Sie wirklich? Darf man wissen, wer dieselbe ist und warum sie so große Gewalt über Sie hat?“

Ueber das ausdrucksvolle Gesicht des also Gefragten ver-

breitete sich ein dunkler Schatten. Er seufzte und hob beschwichtigend die Hand gegen den Frager auf. „O!“ sagte er, „fragen Sie nicht weiter. Die Fee, die ich meine und die meine Führerin ist, weilt nicht sichtbar auf der Erde — sie ist bei Gott und schwebt nur des Nachts als Stern über mir“ —

„Ah — so! Sie sprechen von Gottes Fürsorge — ich dachte schon — wunderbar!“ Und er räusperte sich absichtlich und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. —

„Wann werden Sie mich der Frau Gräfin vorstellen?“

Herr von Stahr sah nach der Uhr. „Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit!“ sagte er dann.

„So will ich mich rasch ankleiden.“

„Ich werde in diesem Zimmer warten, bis Sie fertig sind, wenn Sie es erlauben“ —

Der Gast begab sich in sein Schlafgemach, wo sein Koffer aufgestellt war und kleidete sich wie gewöhnlich in sehr kurzer Zeit an. Als er bald darauf in einem feinen schwarzen Anzuge wieder hervortrat, lächelte ihn der alte Herr an und schien sich seines edlen Aussehens zu freuen.

„Wo wird die Frau Gräfin mich empfangen, Herr von Stahr? Vielleicht hier unten in diesem schönen Garten?“

„Im Garten? O nein, den werden Sie in den ersten Tagen nicht betreten, hoffe ich.“

„Sie hoffen das? Das ist ja eine sonderbare Hoffnung. Warum sollte ich nicht in den Garten gehen?“

„Sie bringen mich hier von selbst auf einen Wunsch der Frau Gräfin, den ich Ihnen auch ohnedies bald ausgesprochen haben würde. Sie wünscht eben, aus Gründen, die ich nicht kenne, aber immer gern befolge, weil sie von ihr kommen, daß Sie den Garten nicht eher betreten mögen, als bis Sie die Genehmigung dazu von ihr selbst oder von mir erhalten haben.“

„Das ist eigenthümlich, Herr von Stahr, aber auch ich gehorche. Indessen liebe ich einen so schönen Garten, so herrliche Bäume und so lieblich duftende Blumen“ —

„Das haben wir vorausgesehen; diese Vorliebe haben wir aus Ihren Büchern herausgelesen und eben darum befinden sich diese Blumen in Ihrem Zimmer. Die herrlichen Bäume aber sehen Sie von diesem Fenster aus und obendrein den weitesten, schönsten Horizont, innerhalb dessen Gränzen sich Ihr reicher Geist nach allen Himmelsgegenden nach Belieben tummeln kann.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Erlaubniß, aber ich bin gewohnt, häufig im Schatten dieser Bäume selbst zu ruhen und unter ihren ehrwürdigen Stämmen sinnend umherzuwandeln.“

„Da theilen Sie eine Lieblingsneigung der Frau des Hauses; auch sie thut das sehr oft und gern“ —

„Und dennoch verbietet sie mir, es hier zu thun?

„Sie verbietet Ihnen nichts, nur wünscht sie, daß Sie ihren Wunsch ohne Säumen und Widerstand erfüllen mögen. Auch wird Ihre Haft nicht lange dauern.“

„Meine Haft? Werde ich denn in diesem Zimmer gefangen gehalten?“ rief der umgarnte Gast laut und voller Erstaunen aus.

„Vollkommen, Herr Brand! Und da Sie mich auch hierin auf den zweiten Wunsch der Gräfin bringen, so füge ich zu meiner vorigen Bitte, den Garten nicht zu besuchen, auch die hinzu, selbst Ihr Zimmer nicht zu verlassen, so lange Sie nicht die Erlaubniß dazu erhalten und ich, oder ein Anderer von uns, Sie irgend wohin im Schlosse führt.“

„Sie setzen mich immer mehr in Erstaunen! Sie kehren eine Schattenseite dieses Hauses nach der andern allmälig hervor — haben Sie vielleicht noch einen dritten Wunsch der Frau Gräfin auf dem Herzen, den ich als Befehl betrachten muß?“

Der alte Her lächelte freundlich und schüttelte dem jungen Manne, der nicht wußte, warum ihm so Seltsames geschah, herzlich die Hand. „Es ist herrlich," sagte er, „ich habe Ihr ganzes jetziges Erstaunen vorhergesehen und mich im Voraus auf Ihren Widerstand gefaßt gemacht, ich kann aber dennoch, selbst beim besten Willen, Ihnen dienstbar zu sein, meinen Aufträgen nicht zuwiderhandeln. Indessen bin ich jetzt mit denselben zu Ende. In allem Uebrigen soll Ihnen die Freiheit, zu thun und zu lassen, was Sie wollen, unbenommen sein, nur begeben Sie sich nicht in den Garten, noch weniger in's Weite, und hüten im Schlosse das Zimmer — das ist Alles."

„Nun, es ist eben genug für mich; das heißt mit einem Worte: ich bin ein Gefangener! Das ist ein eigenthümliches Gastrecht, allein — ich füge mich, da mir nichts Anderes zu thun übrig bleibt."

„Das wußte ich wohl. So geben Sie mir aber Ihr Wort darauf, daß Sie jene Wünsche erfüllen" —

„Mein Wort? Ich werde sie erfüllen, Herr von Stahr, das ist Alles, was ich sagen kann."

„Damit bin ich auch zufrieden. Und gleich jetzt will ich Ihre Gefangenschaft eine Zeitlang lösen — haben Sie die Güte, mir zu der Frau Gräfin zu folgen, die Stunde dazu ist gekommen." Er machte dem jungen Gaste eine höfliche Verbeugung, deutete einladend mit der Hand auf die Thür und schritt ihm selbst dahin voran. Ruhig und fest, aber dennoch auf das Höchste über das Vernommene erstaunt, folgte Moritz Brand dem voranschreitenden Haushofmeister, der in den breiten Corridor trat, an zwei Thüren auf dem östlichen Flügel vorüberschritt und endlich eine dritte öffnete, die sich leicht und ohne das geringste Geräusch zu verursachen, in ihren Angeln drehte und die beiden Männer in den Raum einließ, welchen sie verschloß.

Das Zimmer, in welches sie traten, war nicht gerade groß und geräumig, aber im Geschmack jener feinen aristokratischen Gemächer ausgestattet, in denen man sich so behaglich fühlt, obwohl man nicht behaupten kann, daß Alles, was darin liegt und steht und soviel zum Genusse eines ausgesuchten Lebens beiträgt, zum unmittelbaren Gebrauche vorhanden ist. Gemälde, Krystalle, Statuetten, Blumen und tausenderlei verschiedene Prunksachen und Spielereien füllten die Wände, die Tische, die Fenster. Die von altem Stukkaturwerk strotzende Decke war ähnlich wie die des Zimmers des Gastes bemalt, das Wandgetäfel eben so reich, die Teppiche eben so kostbar und einladend. Die Vorhänge der zwei großen Fenster waren von Seide und weiß wie eben gefallener Schnee. Nur an der Stelle einer breiten Thür, die in ein Nebengemach führte, dicht neben dem marmornen Kamine, war ein dunkelfarbiger seidener Vorhang angebracht, der bis auf die Erde reichte, das Nebengemach abschloß und doch mit dem Hauptzimmer in leichte Verbindung setzte. Sonst war Alles, was man ringsum sah, hell, freundlich, lichtvoll, ganz wie die Seele eines unschuldigen und schönen Weibes auf Erden sein soll, also vollkommen zu seiner irdischen Wohnung geeignet.

„Da sind wir, Herr Brand!" sagte Herr von Stahr laut und rollte dem erstaunt sich Umschauenden einen reich verzierten Sessel hin. „So, setzen Sie sich gefälligst und bleiben Sie so lange allein, bis die Frau Gräfin Ihnen Gesellschaft leistet, was wahrscheinlich sehr bald geschehen wird."

„Wollen Sie mich verlassen?"

„Wenn Sie es erlauben, ja! Leben Sie wohl, ich wünsche Ihnen eine recht angenehme Unterhaltung; Sie werden eine geistreiche Dame, die Sie hoch verehrt, kennen lernen." Dabei verneigte er sich und schritt zu derselben Thür hinaus, durch welche beide Männer kurz vorher eingetreten waren.

Moritz Brand war wieder allein. Anstatt sich aber auf den Sessel niederzulassen, blieb er mit dem Hut in der Hand stehen und sah mit großer Spannung dem Eintritt der gemeldeten Dame des Hauses entgegen, von der er sich keine rechte Vorstellung zu machen wagte. Alles was er in der letzten halben Stunde vernommen, beschäftigte seine Phantasie so ganz und gar, daß er den Kopf senkte und die Augen auf den geblümten Boden heftete, wobei es ihm entging, daß sich dicht vor ihm die schweren Falten des erwähnten Vorhanges auseinanderbreiteten und eine hohe, schöne Gestalt, auf den stolzen Schultern einen ausdrucksvollen Kopf mit einem milden und lächelnden Gesichte tragend, in dem leeren Zwischenraume erschien.

Endlich störte das knisternde Geräusch, welches das gedrückte seidene Gewebe verursachte, den Nachsinnenden aus seinen Gedanken auf; er hob den Kopf empor und fand sich der Gräfin gegenüber. Aber in demselben Augenblick, als er sich ehrerbietig verneigen wollte, blieb er verwundert stehen und schaute ohne alle Bewegung die immer noch in ihrer ersten Stellung unter dem Vorhange verharrende Dame an. Wo in aller Welt hatte er dieses zarte Gesicht gesehen? Oder woran erinnerten ihn diese sanften und doch so ausdrucksvollen Züge? Er konnte sich weder jetzt noch später davon Rechenschaft geben, denn es flimmerte in diesem seltsamen Schlosse von Augenblick zu Augenblick eine neue und verworrene Welt vor seinem Geiste auf. Wohl erinnerte ihn der Kopf und das bleiche Gesicht an Mariannen, — seine Jugendfreundin, die er ach! schon so häufig mit seinen Gedanken in allen Theilen der Erde aufgesucht — denn wie diese zierte die Gräfin ein reiches, blondes Haupthaar, ein helles, blaues Auge, wie diese hatte sie ein seelenvolles, mild lächelndes Gesicht. Aber ihre Gestalt war bei Weitem voller, reicher, an Gesundheit und innerer Kraft, obwohl Marianne,

die sich in etwa gleichem Alter mit ihr befand, seit jener Zeit vielleicht auch kräftiger geworden sein mochte. Das Alles aber, was wir hier angedeutet, war es nicht, was ihn zumeist beschäftigte. Es war ein anderer Zug, ein anderer Ausdruck in dem edlen Gesicht der Dame, welcher ihn durchaus nicht an Mariannen erinnern konnte und welchen zu entziffern er sich, wie gesagt, augenblicklich vergebens bemühte.

Da holte er durch eine lange und tiefe Verbeugung nach, was er durch die kurze Zögerung verschuldet, und als er seinen dunklen Kopf wieder erhob, war die Dame in das Zimmer getreten, stand dicht vor ihm und musterte ihn vom Kopf bis zu den Füßen, wie ihn kurz vorher Herr von Stahr gemustert, wobei sie ebenfalls mit hastigem Blick einen Augenblick auf seiner hohen Stirn verweilte und ihm dabei Zeit genug ließ, sich zu versichern, daß sie dieselbe sei, die vor einigen Stunden im Parke den weißen Schleier getragen und die er im Vorbeifahren flüchtig begrüßt hatte.

Beide standen auf diese Weise längere Zeit stumm vor einander und man konnte nicht entscheiden, wer von ihnen den anderen, die Frau den Mann, oder der Mann die Frau, aufmerksamer und durchdringender betrachtete. Endlich hatte sich der ernste Gast seiner schönen Wirthin gegenüber zuerst gesammelt.

„Gnädigste Frau," sagte er mit seiner tiefen und wohlklingenden Stimme — „Sie haben mich zu sich beschieden. Hier bin ich und spreche meine Dankbarkeit für Ihre Güte aus."

„Mein Herr! Ich heiße Sie herzlich willkommen, die Dankbarkeit aber, für Alles sowohl, was Sie mir gaben, als auch dafür, daß Sie meiner Einladung folgten, ist allein auf meiner Seite gerechtfertigt. Doch vor allen Dingen" — und sie deutete mit der Hand nach dem Sessel, während sie sich auf einen daneben stehenden niederließ — „vor allen

Dingen das Wichtigste: Ihr Name ist wirklich Moritz Brand?"

Der so offenherzig Gefragte, der diesen Eingang am wenigsten erwartet hatte, hob den Kopf hoch auf und blickte die Fragende eine Zeitlang stumm und staunend an, denn es lag in ihrer hörbar bebenden Stimme eine Art gerechten Zweifels. Auch erröthete er stark, was ihm seit langer Zeit nicht bei Nennung seines ihm nicht gehörenden Namens geschehen war. Denn er haßte die Lüge über Alles und seine Zunge stockte jedesmal unwillkürlich, wenn er gelegentlich in Kleinigkeiten nicht immer die ganze Wahrheit sprechen konnte. Hier aber ging es nicht anders, die Antwort mußte heraus und also die Lüge laut und deutlich gesprochen werden. Mit innerer Anstrengung daher brachte er endlich die Worte hervor:

„Ja, Erlaucht, — so heiße ich. Moritz Brand ist mein Name — ich habe es Ihnen ja schon geschrieben" —

„Sagen Sie mir die Wahrheit, mein Herr?"

„Zweifeln Sie an mir?" fragte er beinahe stotternd, indem er immer tiefer erröthete.

„Ach, mein Herr, Lug und Trug spielen leider in der Welt eine große Rolle. Jeder Mensch wird mehr oder weniger von einem anderen belogen und betrogen. Der eine von seinem Diener, der andere von seiner Frau, der dritte von seinem Freunde; und derjenige hat noch von Glück zu sagen, der nicht von Allen, die mit ihm verkehren, zugleich belogen und betrogen wird. Mancher Mensch sogar belügt und betrügt sich selbst und weiß es nicht einmal. Das ist ein sehr schlimmer Fall! — Ich nun, mein Herr, wünsche von Niemandem belogen zu sein — und am meisten würde es mich schmerzen, wenn auch Sie es versuchen wollten, mir gerade hierin die Unwahrheit zu sagen."

Sie lächelte heiter, indem sie dies sprach und milderte dadurch bedeutend den strafenden Inhalt ihrer strengen Worte;

gleich darauf aber hielt sie inne, als erwarte sie eine bestimmte Antwort auf ihre in's Gewicht fallende Rede.

„Ich kann Ihnen nichts Anderes entgegnen," lautete diese leise und mit niedergeschlagenen Augen gegebene Antwort, „als daß ich es bedaure, wenn Sie so früh schon so traurige Erfahrungen in der Welt gemacht haben."

„Nun gut, so glaube ich Ihnen denn — Sie sind also Moritz Brand! Für mich aber sind Sie mehr — ein lieber Freund; und ich hoffe, Sie werden meine Meinung von Ihnen in den Briefen Herrn von Stahr's gelesen haben."

„Sie schlagen meine überaus schwachen Leistungen zu hoch an, gnädigste Frau; ich möchte wohl höher fliegen, aber ich kann nicht, denn mir fehlen — eben die Flügel dazu."

„Die fehlen uns Allen, wir sind Erdgeborene. Ich sollte aber meinen, Sie könnten mit den Gaben zufrieden sein, womit die Vorsehung Sie beschenkt. Uns — ich wiederhole es Ihnen mündlich, — haben Sie hoch erfreut. Daß dies wenigstens vollkommen wahr ist" — und sie lächelte höchst schelmisch bei diesen Worten — „hat die Mühe bewiesen, die wir uns gegeben haben, Sie auf einige Zeit für unsern Kreis zu gewinnen. Doch lassen Sie uns die kostbare Zeit nicht mit gegenseitigen Mißtrauensäußerungen und Beifallsversicherungen verbringen. Ich erhebe Sie nicht höher mit meinem Lobe und Sie erniedrigen sich nicht durch Ihre ablehnende Bescheidenheit. Ich habe Ihnen vielmehr recht viele ernste Dinge mitzutheilen und hoffe, Sie werden mir Zeit und Raum genug lassen, meinen ganzen Vorrath davon Ihnen genau und klar entwickeln zu können."

„Beginnen Sie damit, wann Sie wollen; ich bin jeden Augenblick bereit, Ihre Ergüsse dankbar in mich aufzunehmen."

„Sie sind sehr gütig, aber das geht so geschwind nicht. Erst müssen wir uns verstehen und einander genügend kennen lernen, damit wir wissen, in welchen Schranken wir uns

gegenseitig gemächlich und bequem bewegen können. Aber eine Frage liegt mir doch zunächst auf dem Herzen, wahrscheinlich weil ich — eine Frau bin, und darum soll sie die erste sein, die Sie hören und hoffentlich genau beantworten werden. Wie lange schreiben Sie schon für die Welt?"

„Ist dies die eben erwähnte Frage, die Ihnen zunächst auf dem Herzen lag, gnädigste Frau?"

„Nein, mein Herr, es ist nur — wie soll ich sagen, — eine Vorfrage, die jener vorhergeht. Also, wie lange schreiben Sie für die Welt?"

„Seitdem mir jeder andere Broderwerb in meiner Sphäre und nach meinen Fähigkeiten durch — wie soll auch ich sagen — einen Unglücksfall entzogen ist."

„Durch einen Unglücksfall! Also Sie haben den traurigen Begleiter des Menschen, das Unglück, auch schon kennen gelernt?"

„Auch schon? Ich bin beinahe vierunddreißig Jahre alt, gnädigste Frau; das ist alt genug, um des Lebens vollsten Schmerz und das höchste Weh der Welt erfahren zu haben."

„Das höchste Weh der Welt? Sie scherzen wohl nur — Sie sehen nicht so unglücklich aus, wie Sie sich nennen."

„Dennoch bin ich es, gnädigste Frau!"

„Ah! Sie wollten ja nur die Wahrheit sprechen" —

„Die spreche ich eben — so wahr mir Gott helfe!"

„Dann haben Sie aber in Ihrem Briefe nicht die Wahrheit gesagt — Sie priesen sich glücklich — so habe ich wenigstens gelesen."

Moritz Brand sah sich gefangen. Es schien, als sollte er dieser Frau gegenüber aus dem Erröthen nicht heraus kommen. „Ich gestehe es ein," sagte er, „ich habe Ihnen damals nicht die volle Wahrheit gesagt, aber doch eine Wahrheit — denn ich habe mein Unglück innerlich bezwungen und mir das Glück, welches ich auf der Welt noch erringen konnte,

dadurch mit Gottes Hülfe erworben. Insofern also war ich unglücklich und glücklich zugleich."

„Sie sprechen recht traurig, mein lieber Herr Brand, wissen Sie das wohl? Es liegt mehr noch in Ihrem Tone, als in Ihren Worten die Wahrheit, welche Sie mir verheißen haben. Ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Aber — darf ich bei unserer kurzen Bekanntschaft wohl so dreist sein, zu fragen, welches Unglück Sie so frühe ereilt, daß Sie sich noch jetzt nicht wieder vollkommen glücklich fühlen?"

„Vollkommen glücklich werde und kann ich mich nie wieder fühlen" —

„Das glaube ich Ihnen nicht — ich hoffe es wenigstens nicht" —

„Ich weiß es aber und — Gott weiß es!"

„Ihr Schmerz ist tief und wahr — Ihre Miene ist aufrichtig — aber dennoch, ich weiß nicht, wie es kommt, glaube ich Ihnen nicht Alles, was Sie sagen — vielleicht deshalb nicht, weil ich Ihnen so großes Unheil nicht wünsche."

„Hierin, in diesem Punkte können Sie mir ganz glauben — ich schwöre es Ihnen zu!" rief er mit erhobener und die innerste Ueberzeugung seiner Seele bekundender Stimme.

„Gut, ich will nicht streiten; es wäre Vermessenheit von mir, da ich Ihr Schicksal nicht kenne; doch erlauben Sie mir, die Hoffnung auszusprechen, daß Sie recht bald wieder glücklich werden."

„Ich danke Ihnen für diese wohlgemeinte Hoffnung, obwohl ich ihre Erfüllung sehr bezweifeln muß."

„Nun gut — aber ich komme jetzt zu meiner schon erwähnten ersten Frage zurück. Dies Gespräch hat uns, auf einem kleinen Umwege zwar, aber sicher darauf geführt. Sie sagen, Sie hätten recht viel Unglück erlebt. Das mag sein. Das größte und schmerzlichste aber von allem haben Sie gewiß nicht kennen gelernt" —

„Und welches wäre das?"

„Sie haben gewiß einmal recht glücklich geliebt" —

„Frau Gräfin — wie kommen Sie darauf! Ja — o, unaussprechlich glücklich!"

„Und haben nie die getäuschte Liebe kennen gelernt?"

„Nein, Gott sei Dank, nie — aber dafür die verlorene, die unwiederbringlich verlorene" —

„Wie so?"

„Meine Liebe ist bei Gott" —

„Ist sie todt?"

Er nickte mit dem Kopfe, denn er konnte nicht reden. Die Thränen, die mehr fühlbar als sichtbar aus seinen Augen quollen, füllten ihm Seele, Herz und Mund an — die Gräfin erschrak vor der heftigen Innigkeit seines Gefühls. Mit einer leichten Wendung aber beherrschte sie ihn, indem sie das Gespräch augenblicklich auf eine andere Bahn leitete.

„Wunderbar!" sagte sie. „Das dachte ich nicht?" —

„Warum dachten Sie das nicht?"

„Man liest es in Ihren Büchern nicht — alle Ihre weiblichen Gestalten, so zart, so sinnig, so edel, so rein und keusch gehalten, wie das Sonnenlicht" —

„Ich habe keine anderen kennen gelernt" —

„Sie Glücklicher! aber ich wollte sagen — alle Neigungen Ihrer weiblichen Helden nehmen ein günstiges Ende" —

„Gnädigste Frau — was man am tiefsten fühlt, schreibt man nicht" —

„Ich dachte mir gerade das Gegentheil — aber ich habe freilich keine Erfahrung darin, weil ich nicht selbst Schriftstellerin bin, wie meine gute Lassow" —

„Wer ist diese Dame?"

„Eine Freundin, die mir seit Jahren Gesellschaft leistet und die Sie kennen lernen werden; ein liebenswürdiges Ge-

schöpf — sie war in meiner Nähe, als Sie heute Morgen im Wildpark an uns vorüber fuhren" —

„Die Dame mit dem grünen Schleier?"

„Ja — haben Sie das bemerkt? Sie scheinen mit guten Augen begabt zu sein" —

„Ich habe nichts von ihr als eben nur den grünen Schleier gesehen — Sie sind aber selbst nicht mit schlechteren Augen begabt, da Sie mich sogleich wieder erkannt haben" —

„O, was das betrifft — die Augen sind bei den meisten Frauen gut — wir verstehen zu unterscheiden — Lug und Trug von Wahrheit und Licht — Herr Brand! Doch wir kommen von unserm Gegenstande ab — Sie sagten, was man am tiefsten fühlt, schreibt man nicht. Haben Sie noch nie daran gedacht, Ihr Leben zu beschreiben, was sehr interessant sein muß, da Sie so viele Schicksale erlitten haben" —

„Das habe ich gethan, gnädigste Frau!"

„Ihr Leben? Wann? Wo ist es gedruckt?" fragte sie hastig und mit einer sichtbaren inneren Bewegung.

„Es ist gar nicht gedruckt und wird mit meinem Willen nie gedruckt werden" —

„Warum nicht?"

„Weil es Dinge enthält, die nicht für die Augen der öffentlichen Welt bestimmt sind" —

„Aber für die von Freunden doch?"

„Das mag sein, vielleicht, wenn ich mir solche erwerben werde, die meines vollsten Vertrauens würdig sind."

Die Dame schwieg und schien sich auf etwas zu besinnen. Plötzlich erhob sie sich von ihrem Sessel und trat dicht an ihren Gast heran, der sogleich ebenfalls von seinem Sitze aufgesprungen war. „Herr Brand," sagte sie, „noch eine herbe Frage will ich mir erlauben, ehe ich Ihnen meinen Hauptwunsch zu erkennen gebe. Haben Sie nach jener ersten Liebe nie wieder geliebt?"

„Nie wieder? Ich liebe ja immer noch“ —

„Wen?“

„Jene, meine erste Liebe“ —

„Ah! Aber mit anderen Empfindungen — nicht so glühend mehr — man ändert seine Gefühle mit den Jahren“ —

„O nein, Frau Gräfin. Oberflächlich urtheilende Leute glauben immer, man könne und dürfe nur lieben, so lange man jung ist. Das ist eine arge Täuschung. Viel richtiger könnte man behaupten, daß der Mensch jung sei, der liebt, denn eine wahre Liebe, eine solche, wie ich sie empfinde, kann in allen Lebensaltern stattfinden, und die beste, reinste, edelste Liebe sogar findet nur statt, wenn man über die flüchtige, unerfahrene Jugend hinaus ist. Und mit dieser Liebe bin ich, Gott sei Dank, noch jetzt ausgerüstet.“

„Dann sind Sie doch glücklicher, als Sie vorher sagten“ —

„Wie Sie es nehmen wollen; von diesem Glücke schrieb ich, und von dem verlorenen Glücke sprach ich vorher zu Ihnen.“

„Jetzt verstehe ich Sie! Ich danke für Ihre Aufrichtigkeit. Thun Sie mir nun noch einen Gefallen? Oder mehr als das — erfüllen Sie mir eine große Bitte?“

„Gern, so bald es mein Gewissen erlaubt.“

„Wo haben Sie Ihre Lebensbeschreibung?“

„Die habe ich bei mir — es ist mein theuerstes Besitzthum, ich trenne mich nie von ihm“ —

„Lassen Sie mich sie sehen“ —

Der mit dem freundlichsten Blick und leuchtendem Gesicht Angeredete schüttelte leise den Kopf.

„Wer verbietet es Ihnen?“

„Mein Herz — und vielleicht auch andere Gründe.“

„Herr Brand! Ich bitte Sie dringend — herzlich — ich schwöre Ihnen zu, daß ich keinen üblen Gebrauch von Ihrem schätzbaren Vertrauen machen werde — geben Sie mir Ihre Handschrift“ —

„Gnädigste Frau — fordern Sie Alles von mir, Das aber kann ich Ihnen nicht gewähren. Sie kennen mich noch nicht hinreichend" —

„Sie wollen sagen, daß Sie mich noch nicht hinreichend kennen, um mir Ihr volles Vertrauen zu schenken — ah! ich glaube Ihnen. Aber gehen Sie einmal darüber hinweg, daß unsere persönliche Bekanntschaft sich erst von so kurzer Zeit herschreibt, erfüllen Sie vielmehr die Bitte einer Frau, die Sie inständigst darum ersucht — ich werde Sie ja am besten durch Ihre Schrift kennen lernen — geben Sie sie mir — aus diesen Händen soll sie nur gelangen, um in die Ihrigen zurückzukehren."

Moritz Brand stand da mit gesenktem Haupte und überlegte. Er fand eigentlich nichts, was ihn hinderte, dieser Frau, die ihm durch ihr Entgegenkommen selbst so großes Vertrauen bewies, das seinige zu schenken. Endlich lächelte er.

„Sie geben sie mir" —

„Ja, unter einer Bedingung."

„Ich gestehe es zu — welche Bedingung ist dies?"

„Daß Sie mir eine Unwahrheit verzeihen."

„Ah! Welche ist das?"

„Ich habe Sie auch belogen!"

„Sehen Sie wohl — womit, wenn ich fragen darf?"

„Ich habe wirklich früher einen anderen Namen geführt. Jetzt nenne ich mich freilich Moritz Brand. Und die Folge jener ersten Bedingung ist die zweite: daß Sie gegen Niemanden verrathen, daß ich diesen meinen jetzigen Namen — gestohlen habe."

„Ah! also doch! Ich dachte es mir. Aber hier haben Sie meine Hand, bester Herr! Ich verspreche Alles, was Sie verlangen, ich verzeihe Ihnen auch diese Lüge." Und sie reichte ihm ihre schöne Hand hin und drückte die seinige mit einer Heftigkeit, die von der Gährung ihres inneren Gefühls Kunde gab. „Nun aber, wo ist diese Schrift?"

„In meinem Koffer. Soll ich sie holen?"

„Darf ich Sie begleiten?"

„Sie haben hier zu befehlen!" — Und schon schritt sie zur Thür und ging rasch nach dem Zimmer ihres Gastes voran, der ihr die Thür öffnete und sie einließ. In einer Minute hielt sie das Heft in der Hand, blätterte hastig darin und rief: „Es ist gut, ich danke Ihnen im Voraus. Leben Sie wohl — ich lese sogleich bis Mittag. Um drei Uhr speisen wir. Sie werden auch Fräulein von Lassow sehen — bis dahin bleiben Sie in Ihrem Zimmer" —

„Wie?"

„Ich bitte darum" —

„Soll ich wirklich ein Gefangener bei Ihnen sein?"

„Ja, mein Herr, bis ich selbst, oder ein Anderer, Ihnen die Bande löse — aber es soll nicht lange dauern — höchstens bis morgen Abend" —

„Warum schließen Sie mich ein?"

„Frauen haben immer Geheimnisse — Sie wissen es ja" —

„Geben Sie mich jetzt frei, ich gab Ihnen ja mein größtes Geheimniß — das Buch da — ich bin jetzt ganz in Ihren Händen" —

„Sie sollen darin wohl aufgehoben sein — ich will Ihnen künftig noch ein größeres Geheimniß anvertrauen — so lange aber bitte ich — ich b i t t e" — und sie sah ihn mit einem Blick an, wie nur schöne Frauen ihn haben, wenn sie ihrer Ueberredungskraft gewiß sind — „mir diesen einen Wunsch zu erfüllen."

Und freundlich grüßend, mit Augen und Hand winkend, schlüpfte sie aus dem Zimmer und unser Freund hörte mit einem wunderbaren Erstaunen, wie sie draußen mit eigener Hand den Schlüssel im Thürschlosse hinter sich herumdrehte. —

Zweites Kapitel.

Der Ahnensaal.

Kaum hatte die Gräfin das Zimmer verlassen und der gefangen gehaltene Gast sah sich nach dem eben beendigten und in mehrfacher Beziehung für ihn aufregenden Gespräche wieder allein, so fingen die Folgen, die dasselbe gehabt hatte und noch ferner haben konnte, an, ihn mit einer unbestimmten Besorgniß zu erfüllen, die einer Art Reue über seine Nachgiebigkeit und Zugänglichkeit gleichkam. Aufgeregt und gegen sich selbst mißtrauisch geworden, weil einige schmeichelhafte Worte aus dem Munde einer gewandten Frau ihn zu so vertraulichen Zugeständnissen fortgerissen hatten, ging er heftigen Schrittes in seinem Zimmer auf und nieder und wiederholte sich Wort für Wort und Zug für Zug, was gesprochen und geschehen war.

„Welche unbekannte Macht," sagte er, „ist es, die über meinen Geist und meine Zunge hier gebietet! Wer ist diese Frau, daß sie die Gewalt hat, mich in allen Dingen nach ihren Wünschen zu lenken? Was will sie von mir, was hat sie über mich beschlossen? Denn daß sie nicht bei diesem Anfange stehen bleiben wird, sehe ich schon deutlich im Voraus. Nicht allein ist es ihr gelungen, mich, der ich so we=

nig reiselustig war, meiner Einsamkeit, meinem Frieden, meiner Heimat zu entreißen, nein! sie entlockt mir Schritt für Schritt alle meine Geheimnisse, entwindet mir das Theuerste von allen meinen Besitzthümern, entzieht mir obendrein die Freiheit, mich zu bewegen, wie ich will und wie ich meiner Natur nach es nicht anders kann. Bin ich nicht ein Thor, daß ich dies Alles ohne Widerstand dulde? Ist ihre Güte und Herrschaft über mich so groß, daß sie mir alle meine Kraft raubt und mir nichts als eine duldende Ohnmacht läßt? Ja, es ist nur zu sicher und gewiß, ich bin vollkommen in ihren Händen, was ein Spielball in denen eines Knaben ist, und sie macht mit mir, was sie will, wozu sie Lust und Trieb hat. O Anna, Anna! vergieb mir, Dein und mein unschuldiges, heiliges Geheimniß ist zum ersten Male fremden Augen und Herzen preisgegeben. Meine mir so theure Jugend, die ahnungslose Zeit der Kindheit und des voranstrebenden Jünglings, die Leiden des Mannes, keinem Menschenauge bisher erschlossen, Alles, Alles liegt jetzt offen vor ihren Blicken — sie sieht, sie liest, sie erfährt das Einzelne und das Ganze! O wie mich dieser Gedanke lähmt, wie er alle meine geistigen Kräfte erlöschen macht, wie ich mich nichtig und gebrochen gegen sonst fühle! — Was bin ich heute noch gegen frühere Tage! O, wo ist die schöne Zeit meiner elastischen, thatkräftigen Jugend geblieben! Wie ist sie so schnell dahingegangen, ohne kaum eine Spur in meinem Wesen zurückgelassen zu haben. Sonst, wenn ich durch die Felder und Wälder strich, wie leicht, hüpfend, fast fliegend war mein Schritt! Eine innere Lust und Behaglichkeit, nur der Schwungkraft eines Vogels zu vergleichen, schien mich in die Lüfte zu erheben, und mir fehlten blos Flügel, um mich in den Himmel über mir schwingen zu können. Jetzt schleicht schwer und träge mein müder Fuß dahin, jeder kleine Stein, dem ich begegne, ist ein Stein des Anstoßes, des Hindernisses,

den ich nicht überwinden kann. O, und was ist mir von allen meinen Hoffnungen und Einbildungen geblieben? Nichts als ein düsterer, unaussprechlicher Schmerz über so viele Verluste, die niemals, niemals wieder einzubringen sind!

Aber was jammere ich? Ist das nicht unmännlich, nicht kindisch? Habe ich nicht mit freiem Willen gethan, was man von mir verlangte, oder eigentlich nur erbat? Ich bin gekommen, ich habe geredet, ich habe gegeben, was ich reden und geben konnte — damit sei es für diesmal genug — der Himmel, der den Ausgang auch hiervon lenkt, mag ihn herbeiführen, wie er will — ich beuge mich ihm — tief — demuthsvoll, denn abermals scheine ich an einen Wendepunkt meines Schicksals gelangt zu sein."

In diesem Augenblick klopfte es draußen an die Thür.

„Wer ist da?" rief der Gefangene mit herbem Tone.

„Darf ich eintreten, Herr Brand?" erwiderte des Haushofmeisters freundliche Stimme.

„Thun Sie, was Ihnen beliebt, ich bin ein Gefangener!"

Sogleich trat der alte Mann herein und begrüßte herzlich den unwillig blickenden jungen Mann.

„Sie scheinen nicht bei so guter Laune zu sein, wie die Frau Gräfin, Herr Brand; ist Ihnen vielleicht etwas Unerwartetes widerfahren?"

„Ich kann mich in meine neue Lage nicht finden, das ist Alles. Ich komme mir vor wie eine Maus, die man durch Naschwerk in eine Falle gelockt — oder sehen Sie es anders an?"

Herr von Stahr lächelte heiter. „Ich dachte mir wohl," sagte er, „daß Sie sich langweilen, und darum komme ich zu Ihnen. Die Gräfin hat sich in ihr Cabinet eingeschlossen und studirt mit einem Eifer, wie sie ihn selten entwickelt. Haben Sie irgend einen Wunsch, den ich erfüllen könnte?"

„Ich — einen Wunsch? Was sollte ich wünschen, wenn es nicht die Freiheit wäre, die mir ja verschlossen ist.“

„Gedulden Sie sich. Damit Sie nicht ganz der frischen Luft und der Bewegung entbehren, so ist die Tafel im Gartenpavillon, der da vorn am Abhang des Felsens steht, angeordnet. Dahin führe ich Sie, wenn Sie mir erlauben, so lange bei Ihnen zu bleiben; und nachher gehen wir Alle zusammen auf den Bergen spazieren. Das ist doch keine vollkommene Gefangenschaft, nicht wahr?“

„Keine ganz gewöhnliche wenigstens. Auch langweile ich mich gerade nicht, denn ich langweile mich nie.“

„Da sind Sie sehr glücklich. Ein Kopf, wie der Ihrige, macht sich immer zu thun. Aber nun — wie hat Ihnen die Gräfin gefallen?“

Der alte Mann hob die Augen bei dieser Frage scharf in die Höhe, als wolle er genau die Meinung des jungen Freundes erforschen.

„Sie hat mir sehr gut gefallen, Herr von Stahr, sie ist eine schöne Frau und ich habe in meinem Leben nur eine schönere gesehen.“

„Haben Sie das bemerkt? Ei! Ich dachte, dafür hätten Sie keinen Sinn.“

„Habe ich keine Augen? Die wenigstens hat man mir gelassen, nachdem man mir beinahe alles Uebrige genommen.“

„Sie scheinen in der That unwillig zu sein — hm! Nehmen sie es doch nicht so ernst. Blicken Sie heiter — sehen Sie die freundliche Sonne da oben —“

„Sie geht nur über die Freien auf —“

„Auch über die Gefangenen, haha! Das scheint Sie am meisten verwundet zu haben. Warten Sie nur noch eine Stunde, jetzt ist es zwei Uhr. Um drei sind Sie frei.“

„Für immer?“

„Das wage ich nicht zu behaupten. Spielen Sie vielleicht eine Partie Schach?"

„Ich spiele kein Spiel — meine Zeit habe ich stets mit ernsten Dingen verbracht."

„So wollen wir plaudern." — Und sie plauderten in der That, und der alte Haushofmeister wußte so vortrefflich zu erzählen, von Diesem und Jenem zu sprechen, daß die Stunde verging, ohne den Gast ihren langsamen Flug fühlen zu lassen. Endlich schlug die alte Schloßuhr dreimal an.

„Da schlägt es!" rief der Haushofmeister und stand von seinem Sitze auf. „Nehmen Sie Ihren Hut und folgen Sie mir, die Damen werden uns wohl bereits erwarten."

Er nahm seinen Gast beim Arme, führte ihn die Treppe hinab und trat mit ihm in den schönen Blumengarten. Moritz Brand athmete freier, als er die Schatten der Bäume in der Nähe sah und die Vögel darin zwitschern hörte, es wehte ihn ein milder, heimatlicher Gruß wohlthuend aus ihnen an. Er warf einen stummen Blick nach seinem Fenster hinauf, welches er offen gelassen hatte, und wälzte vielleicht einen sonderbaren Gedanken dabei in seinem Hirn herum. Aber bald entließ er den summenden Schwarm dieser geflügelten Gäste und folgte mit freierem Geiste dem freundlichen Führer, der ihn durch die geschlängelten Wege des Gartens nach dem Rande des Abhangs zog. Da öffnete sich plötzlich die Aussicht und Beide standen vor einer bezaubernden Landschaft. Ferne Städte, Dörfer und einzelne Höfe, von Baumgruppen, Aeckern und Feldern umgeben, zeigten sich bunt durch einander gestreut, wie Blumen auf einem grünen Teppich künstlich eingewebt. Das gegenüberliegende Gebirge hatte seinen violetten Vorhang aufgerollt und ließ klar und nackt seine wunderbaren Klüfte und Spitzen in die goldene Luft ragen. Ueber allen aber thronte königlich und siegreich die Sonne des Tages und lachte Felsen und Thäler gleich liebevoll und wonniglich an.

„Das ist schön, nicht wahr, mein junger Freund?" fragte der Haushofmeister.

„Sie haben Recht — es ist sogar sehr schön!"

„Das freut mich. Sehen Sie, hier werden wir speisen."

„Wo? — Hier?"

„In jenem kleinen Pavillon unter dem Akaziengebüsch, dort. Kommen Sie, lassen Sie uns ihn näher betrachten."

Moritz Brand folgte behenden Schrittes, und bald traten sie in ein zeltartiges Bauwerk ein, welches hinten geschlossen, vorn offen war und die ganze wunderbar schöne Gegend dem staunenden Auge frei von aller Verhüllung zeigte. Im Innern des Pavillons, der mit einfachem, aber um so einladenderem Prunke ausgestattet war, stand eine reich gedeckte Tafel, die für vier Personen bestimmt zu sein schien.

„Ah!" sagte der Fremde, „wer wird mit uns speisen?"

„Da kommen unsere beiden Gefährten!" erwiderte Herr von Stahr und deutete auf zwei Damen, die langsam und, wie es schien, in eifrigem Gespräch begriffen, durch den Garten daher wandelten. Es waren ohne Zweifel dieselben beiden Gestalten, die der Reisende an diesem Morgen schon von Weitem begrüßt hatte; die eine trug einen weißen, die andere einen grünen Schleier auf ihrem Hute. In Kurzem war die Vorstellung beendet, und Moritz Brand sah außer der Gräfin von Dingelstein und Herrn von Stahr noch Fräulein von Lassow vor sich.

Wenn man mit Recht sagt, daß ein Mann so alt, das heißt nicht jünger und nicht älter ist, als er sich fühlt, so kann man mit demselben Rechte behaupten, daß eine Frau stets so alt ist, wie sie aussieht. Fräulein von Lassow, eine nicht nur gebildete, sondern künstlerisch ausgebildete Dame, denn sie war Malerin und Schriftstellerin zugleich, mochte beinahe dreißig Jahre zählen, aber sie schien ihrer äußeren Erscheinung nach bedeutend jünger zu sein. Ein milder Ge-

sichtsausdruck, eine sanfte jungfräuliche Stimme und ein unglaublich zartes und inniges Wesen in Geberde und Bewegung erhöhte den angenehmen Eindruck, den ihre schöne Gestalt auf den Beschauer hervorbrachte, und ließ sie als eine eben so liebenswürdige wie seltene Gefährtin erscheinen. Sie und der Haushofmeister führten fast allein das Gespräch bei Tische, während der Gast ungewöhnlich still war und bei Weitem mehr hörte und beobachtete, als sprach. Dasselbe konnte man von der Gräfin behaupten. Sie war, das bemerkte man sehr bald, mit ihren Gedanken nicht recht bei der allgemeinen Unterhaltung, ihre Augen flammten oft unwillkürlich auf, wenn sie sie zu dem ernsten Gesichte des Gastes erhob, und länger, als es sonst wohl gewöhnlich ist, ließ sie ihre forschenden Blicke auf seinen ausdrucksvollen Mienen haften. Nur einzelne Worte sprach sie zustimmend dann und wann gegen die Uebrigen aus, vielmehr richtete sie augenscheinlich ihre ganze Aufmerksamkeit auf den jungen Mann, dessen Wesen und Benehmen sie immer mehr und mehr mit stiller Verwunderung zu erfüllen schien.

Vor Förmlichkeiten kommt man im Leben selten zum wahren Genusse. Das ist ein alter Satz, der besonders im Umgange mit vornehmen Leuten seine Bestätigung findet. Hier, in dieser auserlesenen Gesellschaft, konnte man ihn nicht anwenden, denn bei allen vier anwesenden Personen herrschte mehr das sinnige, gefühlvolle Wesen, als die kalte und steife Form vor, und dieser Umstand wirkte so angenehm und behaglich ein, daß die Folgen davon sehr bald an dem trüb blickenden Gaste sichtbar wurden. Denn als die Tafel beendet war und man gesondert, die Gräfin mit ihm voran, der Haushofmeister mit der anderen Dame hinterher, auf den Bergen spazieren ging und die schöne Gegend nach allen Richtungen und von besonders günstig gelegenen Punkten aus betrachtete, da öffnete sich sein Herz allmälig wieder und eine fröh-

lichere Stimmung sprudelte in ihrer natürlichen Frische aus seiner Unterhaltung hervor. Zwei Stunden vergingen auf diese Weise sehr schnell, ohne daß man es merkte. Dann entschuldigte sich die Gräfin, daß sie durch eine gewisse Beschäftigung an längerem Verweilen gehindert sei, und man kehrte insgesammt nach dem Schlosse zurück.

Nachdem die Damen sich von den Herren getrennt, geleitete der Haushofmeister den Gast nach seinem Zimmer. „Wollen Sie allein sein oder ziehen Sie meine Gesellschaft vor?“ fragte er ihn dann in seiner gewöhnlichen freundlichen Weise.

„Wenn Sie es mir gestatten, so bleibe ich bis zum Abend allein; ich habe mehrere Gedanken niederzuschreiben, die ich nicht gern verlieren möchte.“

„Wohlan, ich gehorche! Um neun Uhr speisen wir zu Nacht, bis dahin also lasse ich Sie allein.“

So ging er, nachdem er vorsichtig und leise hinter sich die Thür geschlossen. Moritz Brand befand sich nie allein, wenn er bei der Arbeit war; in ihr seine beste Gesellschafterin zu finden, hatte ihn Jahre hindurch Gewohnheit und Neigung gelehrt. Schneller als einem Menschen sonst die Zeit verfließt, verstrich ihm die seine auch heute beim Nachdenken und Schreiben, und als Herr von Stahr ihn wieder aufsuchte, war er sogar viel heiterer und mit seiner Lage zufriedener geworden als zuvor. „Das ist der Segen der Arbeit!“ sagte er zu dem ihn darüber ausforschenden Freunde. Als die Abendtafel um zehn Uhr vorüber war, befand er sich mit diesem wieder in seinem Zimmer.

„Sie müssen sich schon noch einen Tag auf diese Weise gefallen lassen,“ sagte Herr von Stahr, bevor er sich verabschiedete. „Die Frau Gräfin aber hat mich beauftragt, Ihnen anzuzeigen, daß sie bis morgen gegen Abend Ihre Gesellschaft leider entbehren muß. Sie hat nothwendig zu thun und ist anhaltend beschäftigt. Vertreiben Sie sich nun morgen die

Zeit mit mir oder mit sich selbst; und wenn es Ihnen bei dieser Einschränkung zum angenehmen Troste gereichen kann, so habe ich hinzuzufügen, daß morgen Abend, von demselben Augenblicke an, wo die Frau Gräfin Sie zu einem Spaziergange abrufen wird, Ihre Haft ihr Ende erreicht hat."

„Also wirklich? Nun dann war sie ja noch zu ertragen."

„Das denke ich auch."

„Werde ich auch den Grund erfahren, warum man mir diese unerwartete Gunst erwiesen hat?" fragte der mild gestimmte Gast lächelnd.

„Ohne allen Zweifel. Die Gräfin wird Ihnen wahrscheinlich ihre Ansicht der Dinge selbst darlegen — darf ich Ihnen unterdeß eine gute Nacht wünschen?"

„Schlafen Sie wohl, mein lieber Herr von Stahr. Ich bin selbst müder, als ich nach so geringer Bewegung voraussetzen durfte."

Der Haushofmeister ging, der Gast blieb allein. Nach einer kurzen Wiederholung des ganzen merkwürdigen Tages im Geiste, nach einem Blick auf den Horizont, wie er ihn jeden Abend entsendete, um seinen Lieblingsstern zu begrüßen und ihm einige süße Worte aufzutragen, begab er sich in sein schönes Nachtzimmer. Und der Gott des Schlafes mußte es diesmal gut mit ihm meinen, denn kaum lag er auf dem seidenweichen Lager, so war er entschlummert, und wonniglich süße Träume mochten ihn in der kurzen Nacht umwogt haben, denn als er plötzlich wieder erwachte, blickte das junge Tageslicht schon in sein Fenster herein und warf einen lieblich rosigen Schimmer durch die schweren Vorhänge, die seine Fenster dicht verhüllten. Er sprang empor und gab sich den neuen Erwartungen eines vielleicht ergebnißreichen Tages mit frischem Lebensmuthe hin.

Den Morgen verbrachte er fast ganz, mit Ausnahme einer kurzen Zeit, wo ihm Herr von Stahr seinen Morgengruß sagte, bei seiner Arbeit. Die Zeit verstrich dabei rasch, denn die Gedanken strömten dem Schreiber heute in einer Fülle zu, wie er sie selten wahrgenommen. Sein Geist war geweckter als gewöhnlich, seine Unterscheidung klarer, seine Phantasie wärmer und reicher, ohne erhitzt und überschwänglich zu sein. Mittags zwei Uhr speis'te er mit Herrn von Stahr allein im Gartenpavillon, denn die Damen waren, wie berichtet wurde, zu sehr beschäftigt, um sich heute so früh blicken lassen zu können. Nach der durch köstlichen Wein mehr als gewöhnlich belebten Tafel spazierten die beiden Männer auf den Bergen und im Parke, wie am vergangenen Tage, herum. Um vier Uhr endlich betrat Moritz Brand sein Zimmer wieder und blieb von da an allein. Aber nun vermochte er nicht länger bei der Arbeit zu sitzen. Die Erwartung der Gräfin, die ihm die Gründe seiner Einkerkerung mittheilen sollte, wie er wenigstens glaubte und hoffte, ließ ihn nicht mehr zu der Ruhe gelangen, deren er zum Denken und Schreiben bedurfte. „Was mögen das für sonderbare Gründe sein," fragte er sich wiederholt, die diese schöne Dame zu einem so seltsamen Beginnen veranlaßten?" — Wie sehr er sich aber auch bemühte, im Voraus das Räthsel zu lösen, er fand die Lösung nicht, wenigstens befriedigte ihn keine, die er sich als möglich eingestand. Endlich schlug es fünf Uhr. Der einsame Mann stand mit unterschlagenen Armen am Fenster und schaute harrend und sinnend in die bläuliche Ferne hinaus. Noch summte der lange nachhallende Schlag der Uhr in seinem Ohre, als er leise Jemand an seine Thür klopfen zu hören glaubte. Er wandte sein Ohr hin und horchte genauer. Es klopfte lauter. „Herr Brand," rief Herrn von Stahr's Stimme, „darf ich eintreten?"

„Immer, zu jeder Stunde, bei Tag und bei Nacht!" antwortete der Eingeschlossene heiter.

Der alte Herr trat fröhlich lächelnd herein. „Ah, Sie sind heute anders gestimmt, als gestern, mein guter Herr, oder irre ich mich?"

„Sie irren sich nicht; aber das kann Sie doch nicht verwundern — ich bin ja von jetzt an frei!"

„Noch nicht. Ich komme nur, Sie zu fragen, ob sie geneigt sind, die Frau Gräfin in Ihrem Zimmer zu empfangen?"

„In meinem Zimmer? Warum thut sie sich den Zwang an, hierherzukommen — sie hat ja nur zu befehlen, und ich folge Ihnen sogleich zu ihr."

„Nein, Herr Brand, sie hat es ausdrücklich betont: in Ihrem Zimmer!"

„So mache ich Ihnen meine Verbeugung und werde es mir zur Ehre schätzen, die Frau Gräfin bei mir zu empfangen."

Der Haushofmeister entfernte sich, kam aber in zwei Minuten wieder, öffnete die Thür und ließ die Gräfin ein, worauf er sich sogleich wieder zurückzog.

Der Gast stand erwartungsvoll vor seiner Wirthin und verneigte sich ehrerbietig. Aber die Worte, die er sprechen wollte, erstickten ihm im Munde, als er den eigenthümlichen Gesichtsausdruck der Gräfin auffaßte. Offenbar hatte sie geweint, denn ihre Augen waren noch schwimmend und ihre Wangen von jener schönen aber traurigen Röthe umschrieben, welche die unläugbare Spur vergossener Thränen ist. Dennoch leuchtete ihr Auge heller als am vorigen Tage und ihre Miene war wo möglich noch freundlicher, liebreicher als zuvor. Als sie zu sprechen anfing, bebte ihre Stimme und sie gab sich augenscheinlich Mühe, in gewöhnlichem Tone die Worte hervorzubringen, denn eine tief innere Bewegung sprach

sich in ihrem ganzen Wesen und namentlich in ihren Stimmlauten aus.

„Herr Brand," sagte sie, „zwei Gründe sind es, die mich zu Ihnen führen, statt daß ich Sie, zu mir zu kommen, bitten ließ. Zunächst ist es eine hergebrachte Sitte der Billigkeit, daß der Gefangenwärter in die Zelle seines Gefangenen kommt, wenn er ihm seine Freiheit verkündigt —"

„Wie — ich bin frei?"

„Ja, mein Herr, Sie sind frei. Sie können jetzt gehen, wohin Sie wollen, vorausgesetzt, daß Sie im Bereiche des Schlosses bleiben. Indeß hege ich den Wunsch, diesmal wirklich nur den bescheidenen Wunsch — daß Sie von dieser Freiheit im ersten Augenblicke noch nicht den weitesten Gebrauch machen, sondern es in Güte vorziehen, mir einige Stunden Gesellschaft zu leisten."

„Ich danke Ihnen aufrichtig, Erlaucht, und weiß Ihre Güte vollkommen zu schätzen. Ihre Gesellschaft wird mir stets die angenehmste sein."

„Auch ich danke Ihnen für diese Gesinnung. Sodann aber, Herr Brand, komme ich zu Ihnen, in Ihre eigenen Hände wieder ein Buch niederzulegen, welches Sie mir gestern auf dieser Stelle überliefert haben. Hier ist es. Nehmen Sie es in Augenschein und prüfen Sie, ob es dasselbe und unbeschädigt ist."

Moritz Brand ergriff das dargebotene Buch, betrachtete es oberflächlich und legte es auf seinen Schreibtisch. „Es ist vollständig," sagte er mit edlem Stolze, „von Ihnen war keine Beschädigung zu befürchten. Haben Sie es gelesen?"

„Ja! Ich habe es gelesen, von Anfang bis zu Ende, und da der Tag zu kurz dazu war, so habe ich die Nacht zu Hülfe genommen." Sie hielt im Reden inne, als erwarte sie eine weitere Frage von dem ernst und nachdenklich blickenden Manne. Er aber schwieg wie ein Angeklagter, der von

seinem Richter den Spruch erwartet. Nur seine Augen leuchteten hell auf und drangen tief, wie nur die seinigen es konnten, in die mit warmen Tropfen gefüllten der vor ihm stehenden Dame.

„Sie fragen mich nicht, Herr Brand," fuhr diese nach längerer Pause fort, „wie mir das Buch gefallen hat?"

„Nein, ich frage nicht, denn ich habe genug dabei empfunden, meine schönen und schlimmen Tage zu erleben, ich liebe es nicht, sie noch zu besprechen."

„Ach, mein Herr, wie viel sagen Sie mit diesen wenigen Worten. Auch ich, glauben Sie mir, empfinde tief, tief, was Sie erlitten haben, und hier in meinem Herzen wird ewig die Erinnerung daran ruhen. Darf ich Ihre Hand berühren und Ihnen mit einem warmen Drucke sagen, was in meinem Herzen für Sie geschrieben steht?"

Schweigend, obwohl zögernd reichte Moritz Brand seine Hand hin, während eine heiße einsame Thräne über seine gebräunte Wange rollte. Die Gräfin ergriff hastig die Hand, die rechte, und ehe er es verhindern konnte, hatte sie einen raschen aber warmen Kuß darauf gedrückt.

Beinahe heftig zog er die Hand und trat selbst einen Schritt zurück, während sein Auge von einem wunderbaren Ausdruck leuchtete und düstere Flammen zu sprühen schien.

„Mein Herr," sagte sie ernst und feierlich, „das, was ich eben gethan, scheint gegen allen Anstand und jede zarte Sitte zu sein, ich weiß es sehr wohl, denn ich kenne und übe Beides. Aber beruhigen Sie sich — ich habe damit nur ein längst gethanes Gelübde erfüllt."

„Ein Gelübde? Wie soll ich mir das erklären?"

„Weil die Hand, mein Herr, die ich eben geküßt, mich und — viele Menschen gesegnet hat."

„Wie so?" brachte der immer erschrockener blickende Mann stammelnd hervor. „Wie konnte meine Hand — Sie segnen?"

„Davon später — haben Sie mir sonst nichts zu sagen?"

„Ich wüßte nicht, als daß ich mir die Frage höchstens erlauben könnte, ob mein Geheimniß bei Ihnen sicher bewahrt ist?"

„O, Herr Brand, so sicher! daß ich selbst Ihnen den Eindruck verschweige, den es auf mich hervorgebracht hat. Aber nur Eins möchte ich von Ihnen wissen."

„Fragen Sie, ich werde Ihnen jetzt keine Antwort mehr vorenthalten."

„Haben Sie niemals wieder etwas von der guten Marianne gehört?"

„Nein," erwiderte der Gefragte traurig — „nie! Mein Herz hat sie vergeblich gesucht und erwartet; da ich aber ein Einsiedler geworden bin, der von aller Welt zurückgezogen lebt, so konnte ich ihr wohl nicht leicht auf den Bahnen des Lebens begegnen."

Die Gräfin sann über etwas nach, oder schien wenigstens nachzusinnen. „Das Schicksal des lieben Mädchens," fuhr sie endlich fort, „bewegt mich sehr — wohin mag sie mit ihrer bösen Mutter gerathen sein?"

„Gott weiß es!"

„Haben Sie nicht den Wunsch, ihr noch einmal zu begegnen?"

„O gnädigste Frau — woran mahnen Sie mich! Auf den Knieen wollte ich Gott danken, wenn er mir noch einmal sie zu sehen gestattete — ihr, ihr allein kann ich Alles — Alles sagen, was dieses volle, blutende Herz Jahre lang — ach! und es waren bittere Jahre — durchzittert hat."

„Ich glaube es Ihnen gern. Aber bei Gott ist kein Ding unmöglich — Sie hatten ja stets einen so schönen, sicheren Glauben auf ihn — vielleicht begegnen Sie ihr einst, wo Sie es am wenigsten denken; des Menschen Schicksale sind oft so wunderbar, daß auch dies möglich werden könnte."

„Gäbe es Gott! Ich bitte ihn täglich darum!“

Die Gräfin wandte sich ab, um sich eine wieder rascher hervordrängende Thräne zu trocknen. Dann aber sagte sie plötzlich fester und heiterer, wobei sie sich indessen eine Art Zwang aufzuerlegen schien: „Herr Brand! Uns verbindet jetzt ein Geheimniß! Man sagt, daß dieser Umstand die Freundschaft zwischen Menschen und Menschen fester und schneller schließt, als irgend etwas sonst. Darf ich hoffen, daß Ihnen meine Freundschaft so erwünscht ist, wie ich sie Ihnen gern und willig darbiete?“

„Gnädigste Frau — ich bin ein armer, elender Mann, ich lebe von der Arbeit meiner Hände und meines Kopfes — meine Herkunft —“

„Still! Die kenne ich — was sonst noch?“

„Von Kummer und Einsamkeit gebeugt —“

„Die Einsamkeit lassen Sie bei Seite, Sie werden fernerhin nicht mehr einsam sein, wenn Sie es sonst nicht wollen – “

„Wie?“

„Ziehen Sie zu uns, zu mir. Ich biete Ihnen mein Schloß zu Ihrer Wohnung an —“

„Nein, Erlaucht, nie und nimmer! Und wenn Sie ein Engel wären, wie Sie nur ein edles und hochherziges Weib sind — niemals, niemals wieder verlasse ich meine Heimat — mit ihr verknüpfen mich unzerreißbare Bande — mein Fuß schreitet nur dann einer herrlichen Ewigkeit entgegen, wenn er jenen Boden betritt, mein Angesicht nur Gott, wenn ich — bei ihr bin, die unter diesem Boden schlummert.“

„Gut. Ich sehe, Ihre Gefühle sind noch zu heiß und Ihr Geist noch nicht stark genug, die Vergangenheit über die Gegenwart zu vergessen“ —

„Das wird nie und nimmer geschehen“ —

„Ich glaube Ihnen — aber — däucht es Ihnen nicht im Zimmer zu warm — wollen wir nicht das Freie aufsuchen?“

„Gern!“ Und er ergriff sogleich seinen Hut.

Als sie auf dem Corridor waren, legte sie ihren Arm vertraulich in den seinigen. „Darf ich?“ fragte sie dabei heiter lächelnd — „Nicht wahr, wir sind Freunde geworden?“

„Freunde, ja, das sind wir, wenn Sie vergessen können, daß ich — ein Gebrandmarkter bin“ —

Sie blieb stehen und sah ihn betroffen an. Ihre Augen hefteten sich fest auf die breite Narbe auf seiner Stirn und senkten sich dann in seine Augen hinab, deren Glanz heute ein ungewöhnlicher war, obgleich sie fast immer kräftig und offen in die Welt schauten. „Wissen Sie,“ sagte sie ehrlich und ernst, „daß Ihnen diese Narbe sehr gut kleidet? Daß ich Sie darum beneide?“

„Gut kleidet? Sie beneiden — das Kainszeichen?“

„Ja, ich beneide Sie darum; diese Narbe spricht mehr zu Ihren Gunsten in meinem Herzen, als Sie denken können.“

Während sie diese Worte wechselten, waren sie in den Garten gelangt. Die Gräfin, fest und vertraulich auf den starken Arm ihres Begleiters sich stützend, führte ihn rings um das Schloß herum und machte ihn auf die alterthümlichen Schönheiten und Merkwürdigkeiten seines Aeußern aufmerksam, so daß sie sehr bald auf sein Alter, seine Ueberlieferungen, überhaupt auf seine Geschichte im wechselnden Gespräche übergingen.

„Wer hat es gebaut?“

„Der Ahnherr meines — meines Gatten, Herr Brand!“

„Sind keine Urkunden darüber vorhanden?“

„Sehr vollständige und unserer Familie überaus heilige. Sie liegen im Ahnensaal, einem feuerfesten alten Gewölbe — wollen Sie vielleicht diese Denkwürdigkeiten mit mir besichtigen? Ich setze voraus, daß dies alte Schloß schon wegen seiner jetzigen Besitzer hinreichenden Antheil daran in Ihnen erregt, um Ihnen die Mühe dieses Ganges zu lohnen.“

„Sie werden mich damit sehr erfreuen. Ich liebe dergleichen Alterthümer und versenke mich gern in ihre halb vergessenen Geheimnisse.“

„So folgen Sie mir.“ Und sie führte ihn wieder in das Schloß zurück, stieg eine Treppe hinauf, welche der Gast noch nicht betreten hatte, schritt einen langen Corridor hinab und bezeichnete endlich ihren jetzigen Standpunkt als den westlichen Thurm, innerhalb dessen sich der Ahnensaal befände.

„Der westliche Thurm?“ fragte der Gast mit einiger Befremdung. „Wohnt — wohnt hier nicht — Ihr Herr Gemahl?“

„Ja, mein Freund, der wohnt hier.“

„Werden wir ihm auch nicht begegnen?“

„Warum nicht? Weshalb stehen Sie still?“

„Ich hege eine unbestimmte Besorgniß — er weiß vielleicht nicht, daß ich hier bin und“ —

„Und was? Wohl weiß er, daß Sie hier sind, und es werden keine zwei Stunden vergehen, so werden Sie ihm sogar vorgestellt werden, das ist sein ausdrücklicher Wunsch. Vor meinem — meinem Gemahl konnte ich es doch nicht verbergen, daß ein befreundeter Mann unser einsames Schloß besuchte?“

„Ich gehorche, wie in Allem, auch hierin. Nur, glaubte ich, lag es in unserem Plane, den alten Herrn nicht mit meiner Gegenwart zu belästigen.“

„Sie belästigen ihn nicht — der alte Herr ist von Ihrer Anwesenheit unterrichtet und wünscht aus eigenem Antriebe Sie zu sehen. So — treten wir hinein — das, Herr Brand, ist — unser Ahnensaal.“

Während sie dieses sprach, öffnete sie eine alte, mit Eisen beschlagene, in gothischer Form geschnitzte Thür von schwerem Eichenholz, und schritt ihrem Gaste durch dieselbe voran. So traten Beide in einen großen, hohen und tiefen regelrecht vier=

eckig gebauten Raum, dessen feuerfest gemauertes Spitzgewölbe sechs riesenmäßige Strebepfeiler trugen, an deren achtkantigen Seiten Harnische und Waffen jederlei Art, aus verschiedenen Jahrhunderten und von verschiedenen Völkern stammend, in wohlgeordneter Aufstellung prangten. Erleuchtet war dieser etwas düstere, weniger einer Waffenhalle als einer mittelalterlichen Klosterkapelle gleichende Saal durch vier, auf jeder Seite je zwei, breite, spitzbogige Fenster, deren zahllose, kleine und runde in Blei gefaßte Scheiben nur ein gedämpftes Licht auf die strahlenden Waffen und die an den Wänden hängenden lebensgroßen Ahnenbilder fallen ließen. Inmitten jener sechs Strebepfeiler war ein schwerer eiserner Kasten in die Quadern des Fußbodens eingesenkt, dessen Deckel augenblicklich abgehoben war und unter einem dicken Glasfenster verschiedene Dokumente, Pergamente und anderweitige Merkmale vergangener Zeiten sichtbar werden ließ, denen man die Spuren ihres hohen Alters an ihrem vergilbten und halb verwitterten Aeußern auf den ersten Blick ansah.

Obgleich die Sonne draußen noch hell und freundlich schien, denn man befand sich ja in den Nachmittagsstunden eines Julitages, so herrschte doch inmitten dieses alterthümlichen Raumes ein dämmerndes Zwielicht, welches mit der unheimlichen Erscheinung der ehrwürdigen Ueberbleibsel einer vergangenen Zeit vollkommen übereinstimmte und den düsteren Eindruck erhöhete, den Inhalt und Ausstattung des Ganzen auf den Beschauer hervorbrachte, der nur an das helle und klare Licht des Tages gewöhnt war. Auch war die Luft darin feucht und kühl, wie in dem unterirdischen Raume eines Grabgewölbes, und Moritz Brand fühlte sich, als er kaum den Fuß auf den hohlklingenden Steinboden gesetzt hatte, von einem innerlichen Frostschauer durchschüttelt und bebte einige Male unwillkürlich zusammen. Auch die Gräfin hatte sich fester in ihre Sammethülle gewickelt und sprach es aus,

daß eine unerquickliche, grabesähnliche Luft in dem stets verschlossenen Raume sich fühlbar mache.

„Ja,“ erwiderte Moritz Brand, „man sollte versucht sein, hier an Moderduft zu denken, der von unten emporsteigt, als wolle er uns einen Gruß von den Gräbern heraufbringen, in denen die Verstorbenen schlafen, während doch ihre lebensfrohen Gesichter, wie wir sie hier vor uns sehen, nicht vergessen zu können scheinen, daß sie einst warm und frisch waren, wie wir. Sind Sie auch hinreichend geschützt, gnädigste Frau, vor den Einwirkungen dieser kalten Luft?“

„Ich bin an den Aufenthalt hierselbst gewöhnt, denn es ist dies der Ort, wo alle unsere wichtigen Familienverhandlungen abgeschlossen werden und wohin wir uns also häufig zurückziehen. Selbst heute schon bin ich mit — meinem Gemahl hier gewesen und habe diese alten Ahnherren da um ihren Rath und ihren Beifall gefragt.“

„Hatten Sie etwas so Wichtiges von ihnen zu fordern?“

„Etwas sehr Wichtiges, Herr Brand!“

„Und haben sie Ihnen einen guten Rath und eine verständliche Antwort ertheilt, Erlaucht?“

„Den besten Rath und die deutlichste Antwort, die Ehrenmänner geben konnten — denn ich will hoffen, daß es sämmtlich solche gewesen sind, die Sie hier versammelt erblicken. Sehen Sie, das ist der älteste Urahn des Dingelstein'schen Hauses, dessen Bildniß der Gegenwart bewahrt ist. Er schloß sich Gottfried von Bouillon auf seinem Kreuzzuge an, wie Sie bemerken, denn er trägt auf seinem purpurnen Mantel das heilige Zeichen. Diese Reihe hinunter reicht bis zum fünfzehnten Jahrhundert — die zweite Reihe bis in's achtzehnte, und die Hinterwand, die wir zuletzt betrachten werden, zeigt uns die Besitzer des Hauses und Namens bis auf den heutigen Tag.“

„Es ist sonderbar,“ sagte Moritz Brand, der aufmerksam

und mit scheuer Bewunderung die wettergebräunten Gesichter der Streiter Gottes und ihrer Nachkommen betrachtete, „es ist sonderbar, welchen tiefen und seltsamen Eindruck die Beschauung solcher alter Herren auf das Gemüth des Lebenden hervorbringt. Schauen Sie auf, Erlaucht, ist es nicht, als ob Alle ihre funkelnden Augen auf uns gerichtet hätten und mit ihren Ohren behorchen wollten, was wir sprechen? Sehen Sie hier diesen prüfenden, fragenden Blick, dort die drohend erhobene Hand, da den lächelnd verzogenen Mund — ist es nicht, als ob sie im Geiste sich mit uns beschäftigten und persönlich mit uns zu reden und zu verkehren trachteten?"

„Es ist so, wie Sie sagen. Mir ist es schon oft so vorgekommen und eben das stimmt unsere Seele ernst und zieht unser Herz von den oberflächlichen irdischen Dingen ab, wenn wir die heilige Stätte unsrer todten Vorfahren besuchen."

„Diese hier sind nicht todt, denn sie leben alle in unserm, oder vielmehr in Ihrem Gedächtniß. Kein Einziger von ihnen macht auf mich wenigstens den Eindruck, als ob er schon aus dem Leben geschieden wäre, ich nehme nur kräftig blühende, lebenswarme Gestalten wahr. Für sich selbst freilich sind sie Alle todt, für Sie aber, Erlaucht, und für Ihre Nachkommen leben sie und werden sie leben bis in alle Ewigkeit."

Die Gräfin erröthete wie eine Purpurrose, als ihr Begleiter dies sprach und dabei ernst in ihr edles Angesicht blickte. Sie antwortete auch nichts, sondern schritt langsam weiter, die Augen zu den folgenden Bildern erhoben, die, dicht an einander gedrängt, als ständen sie zum harten Kampfe brüderlich vereinigt, die weißen Wände des Ahnensaals bedeckten.

So gelangten sie an die zweite Reihe. Moritz Brand betrachtete mit Wohlgefallen die männlichen Züge, die stählernen Rüstungen, die schweren Waffen, mit denen die alten

Ritter fochten, als wäre es Spielwerk für Kinder. „Aha!“ sagte er. „Hier merkt man schon die fortschreitende Cultur der milderen Jahrhunderte, sogar in ihren Kleidungen und Bewaffnungen. Die schweren Rüstungen werden allmälig leichter, die Kleiderstoffe lebhafter gefärbt, die Waffen weniger faustgerecht und doch vielleicht mörderischer. Nur der Ernst der trotzigen Gesichter, der Ausdruck des Adels, das stolze Selbstgefühl eines großen Geschlechts bleibt sich überall gleich. Es ist auffallend, Viele haben mit einander eine gewisse Aehnlichkeit, dann bricht sie plötzlich ab und fremde Gesichter treten an die Stelle der schon bekannten.“

„Ganz richtig, das ist jedesmal der Fall, wenn eine neue Linie der vorangegangenen folgt. Sehen Sie zum Beispiel hier — bis dahin zeigen fast alle ein dunkles, schlichtes Haar — hier beginnt ein Nebenstamm und augenblicklich stellen sich die Nachfolger in blonden Lockenköpfen dar, von denen einige sogar in's Röthliche hinüberspielen.“

„Richtig! Aha! Jetzt gerathen wir in das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert, da kommen die Perücken zum Vorschein — welcher Unsinn! Wenn dem lieben Gott nun mit einem Male einfallen sollte, eine zweite Erde auf die erste zu stülpen, wie diese Herren auf ihr natürliches Haar ein zweites und künstliches gestülpt haben, was würden wir dazu sagen?“

„Wenn wir bei solchem Unfalle noch lachen könnten, so würden wir gewiß recht herzlich darüber lachen. Es ist eben so, wie wenn man über einen Handschuh noch einen zweiten ziehen wollte, nicht um sich zu wärmen, sondern den Glanz des ersten durch den Prunk des zweiten zu bedecken.“

„Freilich. Aber jetzt beginnt die dritte Reihe: die modernen Herren werden Beschützer der Welt.“

„Ja,“ erwiderte die Gräfin kurz und richtete immer schärfer ihr Auge auf den langsam vorschreitenden Gast an

ihrer Seite, dessen Seele für jetzt allein die Stammväter ihrer Familie beschäftigten. So kamen sie zuletzt an die jüngsten Mitglieder derselben.

„Uebereilen Sie sich nicht," sagte die Gräfin gedehnt. „Bemerken Sie nicht, daß die neuere Zeit auch ihnen ihren unverkennbaren Stempel aufgedrückt hat?"

„Ohne Zweifel. Das also sind die letzten Grafen von Dingelstein?"

„Ja — und dieser da" —

„Ha!" rief plötzlich Moritz Brand und fuhr wie von einer Natter gestochen zurück, beugte den Kopf, dessen Haare sich zu sträuben schienen, hinten über und starrte mit funkelndem Blicke das letzte Bild an, während sein Gesicht sich mit Leichenblässe bedeckte und seine Hände, gleichsam abwehrend, sich gegen dasselbe ausstreckten. „Ha! Was sehe ich!"

„Was ist Ihnen?" rief die Gräfin mit laut sich erhebender Stimme. Und da der fortwährend das Bild Anschauende einige Schritte rückwärts zu taumeln schien, fuhr sie mit scharfer Betonung fort: „Stehen Sie fest, Walther Lund — Sie haben vor Niemandem zu zittern!"

Diese mit so sicherer Stimme mehr ausgerufenen als gesprochenen Worte gaben dem überraschten Manne seine ganze Männlichkeit wieder, die er im ersten Augenblicke dieser unerwarteten Begegnung sichtbar verloren hatte.

„Ja, er ist es, es ist Bruno von Marchfeld!" keuchte es mit gedämpfter Stimme aus dem Innersten seiner Brust hervor.

Und in der That — auf einem karmoisinrothen Sessel ruhte mehr liegend als sitzend, eine gebrochene Gestalt, die in ihren schönen, von der Kunst veredelten Zügen zwar den Ausdruck des Lebens trug, aber in ihrer zusammengeknickten Haltung, trotz aller gemalten Fülle unverkennbar den Stempel der Auflösung und des nahen Verfalles zeigte. Es war sein

rein geschlitztes Auge, seine hohe Stirn, sein schön geschnittener Mund, aber es waren auch seine hohlen Wangen, die die Bleiche des nahenden Todes bedeckte, seine eingesunkenen Schläfe, sein sparsam mit weißem Haar besetzter Scheitel.

Die Augen Walther Lund's richteten sich auf die Augen der Frau des Hauses, ihre Blicke senkten sich tief in einander, fragend und antwortend zugleich.

„Sie haben ihn erkannt!“ sagte die Gemahlin des einstigen Bruno von Marchfeld. „Ja, es ist, oder es war wenigstens Bruno von Marchfeld — jetzt ist er der Reichsgraf von Dingelstein.“

„Wie ist das möglich geworden?“ stammelte der unfreiwillige Gast des Grafen.

„Durch eine Erbschaft. Die alte Linie der Dingelsteins starb aus; Bruno gehörte einer jüngeren an, und so bezog er das Schloß seiner Ahnen und bestieg den Stuhl seiner Väter. Aber warum zittern Sie noch, Walther Lund?“

„Frau Gräfin — wie — Sie fragen noch? Soll ich nicht zittern, wenn ich diesen sehe? Haben Sie es nicht gelesen, was er mir, und was ich ihm gewesen? Sehen Sie nicht die Narbe auf meiner Stirn, die mir jetzt wie Feuer brennt, wie damals, da seine jähzornige Hand sie mir schlug? Und mich — mich hält er für todt, für erschlagen“ —

„Nein, Walther Lund, das thut er nicht. Obgleich er Jahre lang behauptet, und auch beklagt und beweint hat, daß Sie todt seien — jetzt weiß er bestimmt, daß Sie leben und daß Sie in seiner Nähe sind.“

„Er weiß es, er weiß es und erhebt seine Hand nicht noch einmal, sie gegen mein armes Haupt zu schleudern?“

„Wenn er sie noch einmal erhebt, so erhebt er sie nicht zum Schlage — denn er ist alt geworden, dieser Bruno von Marchfeld, sehr alt, und mit dem frühen Alter ist die späte

Weisheit gekommen, und Sie selbst haben dazu beigetragen, ihm diese letztere einzuimpfen."

„Wunderbare Vorsehung! Wohin hast Du mich geführt! Ich senke mein Haupt in Demuth vor Dir!"

Und der frühzeitig verwais'te und verlassene Mann stand mit gebeugtem Kopfe und gefalteten Händen da, seine Seele in die Vergangenheit versenkend, und nicht sehend, nicht fühlend, wie die Gräfin ihren schönen Arm um seine Schulter gelegt hatte und ihm liebevoll in die verdunkelten Augen schaute.

„Folgen Sie mir," sagte die Gräfin endlich und ergriff den widerstandslosen Arm des erschütterten Freundes, der keine Gedanken hatte für Das, was mit ihm geschah, sondern nur den Sturm der Gefühle zu beschwichtigen versuchte, der in seinem Innern tobte und wühlte. Rasch, so rasch er zu gehen vermochte, denn seine Sehnen schienen erschlafft und seine Nerven gelähmt, führte die Gräfin ihren Gast durch die langen Corridore des Schlosses zurück, bis sie ihr Zimmer erreichte. Bald saßen Beide darin dicht vor einander; die Gräfin hielt seine Hände und flüsterte ihm Worte der Freundschaft und Zuneigung zu, die allmälig Eingang in sein erschöpftes Herz fanden, bis er endlich zum Unterscheiden Dessen gekommen war, was um ihn her vorging, und er verstehen konnte, was die Gräfin von ihm verlangte: noch heut, noch in der nächsten Stunde zu ihrem Gemahl zu gehen und von diesem selbst zu hören, was er ihm, dem so schwer Geprüften, zu sagen habe. —

Drittes Kapitel.

Ein unerwartetes Wiedersehen.

Es war gegen acht Uhr Abends, als Moritz Brand am Arme der Gräfin, die sein ganzes Vertrauen gewonnen zu haben schien, wieder durch die langen Corridore nach dem westlichen Flügel des gräflichen Schlosses schritt. Die hohen Pappeln, die dicht aneinander gereiht vor den Fenstern im Garten standen, warfen tiefere Schatten in das ohnehin etwas düstere Gebäude und so begann die Nacht in diesen altersgrauen Hallen stets früher als an anderen Orten hereinzubrechen. Daher wunderte sich der wieder stolz und sicher schreitende Gast nicht, die langen Vorsäle schon mit künstlichem Lichte erleuchtet zu finden. Außerdem aber herrschte tiefes Schweigen in diesem ältesten Schloßflügel, und selbst den Schritt der Gehenden vernahm kein horchendes Ohr, denn wollene Friesdecken waren überall auf Gängen und Treppen ausgebreitet.

Endlich stand die Gräfin vor einer Thür still, öffnete sie und ließ ihren jungen Freund allein eintreten. „Hier in diesem Zimmer," sagte sie freundlich, „müssen Sie warten, bis Sie gerufen werden. Ich empfehle Ihnen noch einmal Ruhe und Nachsicht an, denn eine Besorgniß brauchen Sie in

keiner Art zu hegen, ich würde Sie sonst nicht allein lassen. Gehen Sie mit Gott, und da Ihre Unterredung nicht lange dauern wird, denn Bruno liebt keine langen Unterhaltungen, so erwarte ich Sie demnächst in meinem Zimmer, sobald Sie hier fertig sind."

Nach kurzer Begrüßung war sie davon gegangen und unser Freund befand sich allein in einem von der nahenden Abenddämmerung mäßig erhellten, kleinen Gemache.

Aber er sollte nicht lange allein bleiben. Eine zweite Thür öffnete sich und Friedrich, der ehemalige Leibdiener des Grafen, den wir aus früherer Zeit her kennen und der immer noch den Dienst bei seinem Herrn versah, trat vor Aufregung bleich, aber doch sichtbar von Freude bewegt, schnell in das Zimmer. Als er des Gastes ansichtig wurde, schlug er die Hände über den Kopf zusammen und rief:

„Guter Gott, was muß ich sehen! Sie sind es, Herr Lund, Sie leben noch und sind also nicht todt? O, wie sehr, wie sehr freue ich mich!" Und er eilte auf den so lange Zeit Todtgeglaubten zu und umfaßte ihn liebevoll mit beiden Armen, während seine alten Augen Thränen der Rührung und Freude vergossen.

„Ja, Friedrich, ich bin es und lebe noch!" erwiderte, von der Anhänglichkeit des Dieners ebenfalls gerührt, Moritz Brand und schüttelte herzlich seine beiden Hände, „und Sie sind auch noch in dem alten Dienste?"

„Immer noch, Herr Lund, wie Sie sehen, und ich verlange auch keinen anderen. Wir haben es gut hier, Herr Lund, sehr gut. Ach, wie haben sich die Zeiten geändert! Wissen Sie noch in Warschau — o, wie sollten Sie nicht wissen" —

„Ich weiß Alles, Friedrich; aber haben Sie keinen Auftrag für mich?"

„Ja wohl, ja wohl, ach Gott! ich habe ihn vor Freude

beinahe vergessen — ich soll Sie zum Herrn Grafen holen — na! was wird der für Augen machen, wenn er Sie so gesund und rüstig sieht — ach Gott! ach Gott! aber kommen Sie nur — dies ist der Weg."

Moritz Brand folgte dem voranschreitenden Diener durch einige, wie es schien, unbewohnte Gemächer. Endlich trat er in eins, welches unzweifelhafte Spuren eines menschlichen Aufenthalts trug, denn verschiedene Gebrauchsgegenstände lagen zerstreut auf den Tischen umher. Eine Seitenthür, die in ein Nebengemach führte, stand weit offen und man hörte deutlich in letzterem reden. Moritz Brand blieb einen Augenblick stehen und schien zu horchen.

„Zum Teufel!" rief eine ihm nur zu wohlbekannte Stimme. „Ist er schon da? Dann habe ich mich verspätet oder er ist eine halbe Stunde zu früh gekommen."

Der heiter derbe Ton dieser Stimme zog unsern Freund unwillkürlich an; mit einigen Schritten stand er im Nebenzimmer und sah — ein altes bekanntes Bild vor sich.

Es war ein Badezimmer, in welches er so eben getreten war. In einer metallenen Badewanne, bis an den Rand beinahe mit Milch gefüllt, saß ein kleiner Mann, von dem jetzt nur der eben so weiße Kopf, wie die Milch selber, sichtbar war. Dieser Kopf mit dem steifen Schnurrbart aber, wenn er auch nicht gesprochen, hätte hingereicht, unsern Freund, den alten Baron von Malte erkennen zu lassen, dessen Gesicht noch eben so leutselig, aber auch noch eben so komisch krankhaft erschien, wie ehemals, denn der gute Baron von Malte gehörte zu jenen spaßhaft unglücklichen Hypochondern, die für diese Welt unverbesserlich und unheilbar sind.

„Donnerwetter, da ist er schon!" rief des Barons schmetternde Stimme, und die ganze Scene, die er vor sich sah, zwang dem Eintretenden ein heiteres Lächeln ab, obgleich er sich nicht gerade scherzhaft gestimmt fühlte.

„Lund, Walther Lund — in's drei Teufels Namen — kommen Sie her — o, Sie sind zu früh aus Ihrem Grabe erstanden, also nehmen Sie mir es nicht übel, daß ich Ihnen nicht um den Hals fallen kann, denn, wie Sie sehen, bin ich eben beschäftigt, meinen alten schwachen Körper ein wenig zu stärken!" Und er streckte seine nassen und von Milch triefenden Arme hervor und ergriff mit kräftigem Drucke die Hände des so lange todtgeglaubten jungen Mannes. „Wissen Sie, Freund," fuhr er jubelnd fort, ohne die Anrede desselben zu erwarten, „die große Freude, die Sie mir erregen, wird mir sehr schädlich sein — aber das thut nichts, ich freue mich dennoch — also Sie leben? Himmel, ich frage noch und sehe Sie — Herr! Sie leiden an einer verteufelten Gesundheit, Gott soll mich strafen! Es ist eine wahrhafte Schande, daß so etwas auf der Welt möglich ist! Vergleichen Sie sich einmal mit einem von uns armen Teufeln! Wie fangen Sie das an, Liebster, das geht nicht mit rechten Dingen zu. Ich glaube, Sie werden ewig leben, wenn Sie fortfahren, so gesund zu sein, wie Sie es jetzt sind."

„Unter dieser Bedingung könnten Sie Recht haben, bester Herr von Malte!" lächelte Moritz Brand freudig und drückte wiederholt dem Baron die nasse Hand. Aber auch an Louis, seinen früheren Diener, mußte er sich wenden, der neben dem Baron stand und schon ein großes Glas warmer Milch bereit hielt, um es dem armen Patienten zu reichen.

Allein der Baron duldete nicht viele Fragen und Antworten zwischen Beiden. „Hören Sie, Lund, alter Freund!" rief er. „Mir geht es recht schlecht. Wissen Sie noch, damals, als wir uns leider trennten, ohne Abschied von einander zu nehmen, stand ich gerade bei der Citronenkur — eine verteufelte Kur, so wahr mir Gott helfe! O, wenn ich damals so klug gewesen wäre wie heute! Die hat mich so recht eigentlich heruntergebracht" —

„Ich habe es Ihnen ja vorhergesagt" —

„O, wäre ich doch folgsamer gewesen! Aber jetzt, sehen Sie — jetzt bin ich bei der Milchkur; das ist die beste, die natürlichste, die kindlichste, die ich in meinem ganzen Leben durchgemacht habe. Morgens und Abends ein Bad, und dazwischen fünf bis sechs Maaß warmer Milch getrunken" — er hielt inne und sah seinen alten Freund mit verwunderten Augen an, denn dieser lachte, so laut er in seiner Stimmung lachen konnte. „Warum lachen Sie so mörderlich?"

„Weil Sie über sechs Wochen diese Kur auch wieder verwünschen werden" —

„Ganz gewiß nicht, Herr — Sie kennen mich schlecht. Sie glauben nicht, wie wohl mir diese milde Flüssigkeit thut, der ganze teuflische Druck in der Leber ist weg — ganz weg. O, man erlangt mit den Jahren erst Praxis und die habe ich jetzt."

Moritz Brand's Antwort, die er eben geben wollte, wurde unterbrochen durch ein lautes, anhaltendes Schellen, welches aus dem Nebenzimmer hereintönte. Der Leibdiener des Grafen sprang in die Höhe und machte sich von Louis los, mit dem er sich über den wiedergefundenen ehemaligen Begleiter seines Herrn unterhalten hatte. „Der Herr Graf schellt!" sagte er ängstlich — „Herr Lund, wenn es Ihnen gefällig ist — wir dürfen nicht zögern."

Der so dringend Aufgeforderte erhob sich ernst, beinahe feierlich, ihm war trotz der beruhigenden Versicherung der Gräfin doch nicht ganz leicht zu Muthe. Nachdem er sich aber kurz von dem badenden Baron verabschiedet, folgte er stolz und schnell dem voraneilenden Diener. Eine Minute später stand er auf der Schwelle des Grafen von Dingelstein, und wir können es ihm gewiß nicht verargen, wenn sich seine Brust schwer und beklommen dabei hob.

Es erregt Schrecken und hat für das menschliche Gefühl

etwas Widerwärtiges, wenn wir sehen, wie ein unbewaffneter Mensch in den Käfig eines Tigers geht und seine menschlichen Glieder den mächtigeren Gliedern des wilden Thieres nahe bringt. Jeden Augenblick glauben wir den König der Wälder auf den schutzlosen Menschen losstürzen, ihn zerreißen und verschlingen zu sehen. Wenn aber ein Mensch selber dieser Tiger und seine edlere Natur in der bestialischen des Thieres untergegangen ist, und dann ein sanfter, ahnungsloser Mensch zu ihm tritt — welche heftige, schaudererregende Scene erwarten wir dann? Auch heute ging ein schutzloser weicher Mann, an dem nur das Herz stählern war, in den Käfig eines Tigers, der schon einmal seine scharfen Klauen in das Gebein dieses Menschen geschlagen hatte. Aber dieser Tiger war unterdeß alt, seine Zähne stumpf und seine Klauen matt geworden. Nur das Funkeln seines unersättlichen Auges verrieth noch die alte Wollust nach Menschenblut, das seine Lippen aus Ueberdruß nicht mehr trinken mochten. Mit einem Worte, der ehemalige Bruno von Marchfeld war kein Tiger mehr, nur eine Ruine, das Skelett eines solchen. Denn auch in seinem Herzen war eine Veränderung vorgegangen; das wilde Thier war durch den Umgang mit gesitteten Menschen veredelt worden, es war vollkommen und für immer gezähmt, vielleicht aus Uebersättigung, vielleicht aus Mangel an Kraft, wahrscheinlich aber war Beides zugleich der Fall.

Aehnliche Gedanken mochten unsers Freundes Hirn durchziehen, als er in das prachtvolle Gemach des jetzt so mächtigen Grafen trat. Seine Brust aber war gegen jeden Angriff gewappnet, sein Geist — und der Geist ist Kraft — thronte auf jedem Zuge seines edlen Gesichts, und der kühne Blick, den er vorwärts warf, und die ganze erhobene Haltung, mit der er seinen kräftigen Körper dem Grafen entgegen bewegte, gaben Zeugniß von der Gewalt seines Innern, mit der er die Gefühle bezwang und niederhielt, die bei diesem

schmerzlichen Besuche wohl in der Tiefe seines Busens toben mochten.

Das weite Gemach, worin der Graf auf seinem Rollsessel saß, oder eigentlich lag, war durch viele Kerzen bereits erhellt, da die Vorhänge schon lange vor den Fenstern herabgelassen waren. Bruno von Dingelstein hatte immer mehr die Kunst, als die Natur geliebt, selbst in der Erzeugung des Lichtes. Wie wir vorher im Bilde den jüngsten Erben des gräflichen Hauses gesehen, so lag er auch jetzt vor uns. Nur fehlte hier der schmeichelhaft verjüngende und verschönernde Hauch, den dort der Pinsel des Malers hervorzubringen gewußt. Seine Gesichtsfarbe war bleicher, sein spärliches Haar schneeweiß. Wangen, Mund schlaff und kalt, und nur das neugierig hervorgedrängte Auge verrieth die letzte Spur seines ehemaligen und allzu früh entwichenen Geistes. Zwei Jahre jünger als der ungebrochene kräftige Mann, der vor ihm stand, hätte man ihn vollkommen für den Urheber seines Daseins halten können.

Als Moritz Brand leise, aber mit festem Schritte und stolzer Haltung in's Zimmer trat, erhob der hingesunkene junge Greis seinen schwachen Körper ein wenig und streckte den Kopf vor, so weit sein gedehnter Hals es erlaubte. Er schien sich versichern zu wollen, ob der, den er sah, auch wirklich Der wäre, den er erwartete, denn noch immer zweifelte er an der für unmöglich gehaltenen Wahrheit, daß der so sicher und lange Todtgeglaubte noch lebe. Als er ihn aber fest in das Auge gefaßt und unläugbar erkannt hatte, bebte er heftig zusammen und schüttelte sich, wie ein Mensch, den ein innerer Fieberfrost durchschauert, dann aber faßte er sich, streckte beide Hände aus und deutete damit auf einen Sessel, der dicht vor seinem Lehnstuhle stand und absichtlich dahin gestellt zu sein schien. Moritz Brand folgte der Einladung, schritt langsam darauf zu und setzte sich.

Da ergriff der Graf, ohne ein einziges Wort zu sprechen, des Gastes rechte Hand; und während er seine eigene Linke auf die Stirn des einst tödtlich verletzten Mannes legte und darauf ruhen ließ, führte er jene durch die geöffneten Falten seines Hemdes nach der eigenen Brust, auf welcher der fühlende Finger des so seltsam Begrüßten eine tiefe und durch die Wandung der Brust führende Narbe wahrnehmen konnte.

„Walther Lund," sagte der Graf mit leiser, aber tief ernster Stimme, „fühlen Sie das da? Wohlan, Sie nicken mir mit dem Auge zu und ich verstehe Sie — sehen Sie, das hier oben habe ich *Ihnen* gethan und das hier haben Sie *mir* gethan. Blut ist um Blut geflossen und Schmerz um Schmerz getragen worden, — zürnen Sie mir noch?"

„Nein, Herr Graf, Ich zürne ihnen nicht mehr. Mein Zorn, wenn ich je welchen empfunden, ist in den Abgrund der Zeiten versenkt, und höchstens das Gefühl des Wehes ist geblieben, daß dergleichen überhaupt möglich war."

„Sie sind der Alte geblieben, ich sehe es — aber nehmen Sie meine Hand an, wenn ich sie Ihnen aufrichtig und um Versöhnung bittend biete?"

„Hier ist sie, und von ganzem Herzen, Herr Graf!"

Und der Graf, den eine sichtbare Rührung übermannte, drückte die dargebotene Hand des Mannes, den er einst so schwer verwundet hatte, und sah ihm innig und liebevoll in die strahlenden Augen.

„Walther Lund," fuhr er fort, „ich freue mich sehr, Sie bei mir zu sehen. Jahre lang habe ich von Gott — denn, Lund, ich glaube jetzt an Gott — die Gelegenheit erfleht, um wenigstens eins von all' dem Bösen, was ich so viel im Leben gethan, wieder gut machen zu können, und gerade an Ihnen that ich das Schlimmste. Und wunderbar! Gerade da, wo ich es am wenigsten vergelten zu können hoffen durfte, wird

mir die Gelegenheit dazu geboten. Und jetzt, Lund, ist die Stunde gekommen und ich danke Gott innig dafür, den ich tausendmal gelästert habe. Walther Lund, wir haben schwere Zeiten durchlebt; so schwer Ihnen aber die Ihrigen geworden, die meinigen sind mir in nichts leichter gewesen. Nun denn, indem ich Ihnen die Sorgen des Lebens nehme und vielleicht einige mehr dafür auf mein eigenes Haupt lege, wird doch mein Herz leichter und freier werden. Vielleicht verstehen Sie mich heute noch nicht, aber dann werden Sie mich morgen verstehen. Und wissen Sie, Lund, woher diese Wandelung in mir stammt? Aus dem Schmerze und den körperlichen Leiden, die ich dieser Ihrer Hand da verdanke. Ach, Gott hatte Sie, gegen meinen Wunsch und Verlangen, zum Werkzeuge erwählt, mir eine ernste Lehre zu geben, die mein brausendes Leben in ein geordnetes umgewandelt und mir für die liebgewonnene Thorheit die lange verschmähte Weisheit gegeben hat. Ich habe diese Lehre verstanden und befolgt und stehe also vor Ihnen als ein anderer Mensch, denn damals, wo wir uns trennten. Sind Sie zufrieden mit diesem Bekenntniß?"

„Herr Graf, ich habe keine Worte für die Fülle meiner Empfindungen. Aber nur Eins kann und will ich sagen. Vergessen wir freudig das Vergangene und erkennen wir dankbar das Gegenwärtige. Auch ich habe Ihnen ja Schmerzen bereitet, obgleich es ohne meinen Willen und gegen meine Absicht geschah" —

„Ja, freilich, große und lange Schmerzen, denn lange Jahre habe ich mit dem Tode gerungen — meine Lunge war durchbohrt — aber sehen Sie die gerechte Strafe — Sie sind ein junger Mann in der Blüthe Ihrer Kraft — und ich bin ein Greis, der nur in gebückter Lage seinem Grabe entgegenschreitet, denn meine Lebenstage sind gezählt. Aber ich beklage mich darüber nicht, ich habe es nicht anders ge-

wollt, und dem Menschen wird stets zu Theil, was er sich selber baut. Sie haben sich das bessere Theil erwählt."

Walther Lund seufzte und lächelte schmerzlich, erwiderte aber nichts.

„Ich verstehe Ihren Seufzer, Lund," fuhr der Graf fort, „und Ihr Schweigen. O, Beides klagt mich schwerer an, als Worte es vermöchten. Ich habe Ihre Lebensbahn durchkreuzt — nicht wahr, so ist es — denn ich habe es ja gelesen" —

„Sie haben es gelesen?!" rief Walther Lund verwundert aus.

„Ja, erstaunen Sie darüber nicht, ich mußte es lesen, man hat es mir wenigstens vorgelesen, denn das war nothwendig, sage ich, nothwendig so gut für Sie wie für mich" — und er ließ seine erloschenen Augen auf die Stirn des Gastes gleiten und verweilte mit einem unaussprechlichen Blicke auf der Narbe derselben, als freue er sich trotz seiner inneren Wandelung darüber, daß seine Hand es gewesen, die Walther Lund verhindert — ein Pfaffe zu werden. So wenigstens legte dieser sich den eigenthümlichen Blick des Grafen aus.

„Jetzt aber," fuhr dieser wieder fort, „nachdem Sie mir verziehen und wir uns innerlich versöhnt haben, bleibt mir nur noch Eins zu thun übrig" — und er hielt wieder inne.

„Was bleibt Ihnen noch zu thun übrig?" fragte Walther Lund erstaunt.

„Ich muß Ihnen Genugthuung geben — das Kainszeichen da, wie der fromme Mann in Berlin es nannte, und den Verlust, den es brachte, vergüten — denn darum sind Sie doch wohl zu mir gekommen, nicht wahr?"

„Genugthuung — eine Vergütung —? Bei Gott, da verkennen Sie mich, denn ich verlange weder das Eine, noch vermöchten Sie, wenn ich es verlangte, das Andere mir zu Theil werden lassen."

„Und doch hoffe ich es zu vermögen" —

„Nein, Sie sind nur ein Mensch und können also nur leisten, was ein Mensch zu leisten vermag. Und wenn Sie auch ein Reichsgraf, ein reicher, vornehmer und mächtiger Mann geworden sind, — Das, was hinter mir liegt, können Sie mir niemals wiedererstatten. Die Jugend, ihr heiliges Streben, ihre frommen Wünsche sind auf ewig dahin, und selbst Götter vermögen es nicht, dem Menschen das Einzige noch einmal zu geben, was für ihn unwiederbringlich verloren ist — eben seine Jugend und ihre Lust.“ —

Der Graf schwieg und schien nachzudenken. Das Bittere im Tone Walther Lund's war ihm nicht entgangen. Endlich sagte er langsam und beinahe finster: „Sie verfahren strenge mit mir — und ich habe es wohl verdient. Ich murre nicht dagegen. Aber besinnen Sie sich — könnte ich Ihnen vielleicht nicht dennoch Etwas wiedergeben, was Sie verloren haben, Lund?“

„Was wäre das?“

„Einen guten, ehrlichen, unbescholtenen Namen“ —

„Ha! Woran erinnern Sie mich — wie könnten Sie das? Wollten Sie etwa laut und öffentlich widerrufen, was jenes lügnerische Blatt in Warschau einst behauptet hat, daß ich ein Mörder und Dieb zugleich gewesen sei?“

„Ja, das will ich!“ rief Bruno von Dingelstein. „Das ist sogar noch das Wenigste, was ich für Sie thun kann und muß — es soll wahrhaftig geschehen, so wahr mir Gott helfe, und wie Sie es selbst nicht besser wünschen können.“

Ueber Walther Lund's bleiches Gesicht flog ein rosiger Freudenstrahl. Er erhob sich stolz und blickte den Grafen dankbar an.

„Das ist abgemacht,“ sagte dieser — „aber was kann ich Ihnen außerdem wiedergeben?“

„Nichts, Herr Graf, gar nichts, denn ich bedarf weiter nichts.“

„Sie sprechen das so ernst aus, aber Sie wissen nicht, was ich vermag. Ich bin ein reicher Mann geworden, ein reicherer, als Sie vielleicht denken mögen — besinnen Sie sich und fordern Sie" —

„So viel ich mich auch besinne, ich finde nichts, was Sie mir geben könnten, am wenigsten aber wüßte ich Etwas zu fordern" —

„Es ist gut, so muß ich allein nachdenken, was Ihnen das Heilsamste und Nützlichste wäre — wir wollen morgen weiter darüber reden. Darf ich Sie jetzt bitten, mich zu verlassen? Ich fühle, daß ich mich mehr angestrengt habe, als mir gut ist; mein Krampfhusten wird sogleich eintreten und dann muß ich allein sein" — und er griff nach der verödeten Brust, die sich schon schwer zu heben begann.

Walther Lund sprang auf. Noch einen Blick, der sein ganzes Mitleid und sein volles Bedauern aussprach, warf er auf den Unglücklichen, dann verabschiedete er sich von ihm.

„Leben Sie wohl," keuchte dieser hervor — „auf Wiedersehen — morgen!" Und ein heftiger Hustenanfall erschütterte seinen ganzen morschen Körper.

Walther Lund schritt aus der Thür. Sein alter Diener Louis empfing ihn und führte ihn zu dem Baron, der jetzt angekleidet war und ihn herzlich begrüßte. Nach einer Viertelstunde aber hatte er auch diesen verlassen und sich zur Gräfin begeben, der er den Auftritt mit ihrem Gemahl erzählte und sich dann mit ihr zur Tafel setzte, zu der sich auch Fräulein von Lassow und Herr von Stahr eingefunden hatten.

Es war gegen elf Uhr Nachts, als Walther Lund, denn so können wir ihn ja von jetzt an wieder nennen, nachdem

kein Grund ferner für ihn vorhanden war, der Welt seinen Namen zu verschweigen, sein Zimmer betrat. Obgleich er sich äußerlich über die Vorgänge dieses merkwürdigen Tages beruhigt zu haben schien, so war doch die innere Stimmung seiner Seele noch lange nicht so weit geglättet, daß er sich versucht fühlen konnte, sein einsames Lager zu suchen. Er gehörte zu den Menschen, die nur dann schlafen können, wenn der Kampf des Lebens, der in ihren Herzen wühlt, beendet und der Sieg vollkommen errungen ist, das heißt, wenn sie ihre Gedanken klar und rein in sich geordnet, die zurückgelegte Bahn prüfend überschaut und die vorliegende mit neuen Entschlüssen gangbar gemacht haben. Mit verschränkten Armen stand er am Fenster und schaute in die beinahe tageshelle Nachtluft hinaus. Der Mond, noch nicht ganz zur vollen Scheibe gerundet, war dennoch klar und golden über den fernen Gebirgen aufgestiegen und schwamm wie ein hellerleuchtetes Schiff auf spiegelglatter, durchsichtiger See, Nähe und Ferne mit seinem milden Lichte beherrschend. Nur der weiteste Horizont verschwamm in Nebelgebilde der thauichten Nacht, dicht vor und um ihn war, so weit sein Auge reichte, Alles hell, licht und von seinem scharfen Blicke wohl zu unterscheiden.

Wir finden ihn in dem Augenblicke, wo wir zu ihm treten, beschäftigt, den Zusammenhang seines früheren Lebens mit der Aufklärung, die ihm an diesem Tage zu Theil geworden war, in Verbindung zu setzen, und es war ihm endlich möglich geworden, das Ganze in allen seinen einzelnen Theilen so ziemlich zu durchschauen. Bruno von Marchfeld hatte ihn wirklich für todt gehalten, die Nachricht, die man ihm vom Kloster aus auf amtlichem Wege überbracht, ließ in ihm keinen Zweifel darüber aufkommen. So weit war Alles klar. Wie aber die Gräfin auf ihn aufmerksam geworden, wie sie ihn herbeigewünscht und endlich wirklich herbeigezogen, das war ihm noch theilweise dunkel geblieben, so

sehr sie sich auch selbst bemüht hatte, ihm auseinanderzusetzen, wie die göttliche Vorsehung oder vielleicht auch der Zufall ihrem Bemühen förderlich gewesen war.

„Bei alle dem," sagte er jetzt zu sich, „kommt mir das ganze Begegniß wunderbar und beinahe ängstlich vor. Ich weiß nicht, was die Ursache hiervon ist, aber es ist so. Bei aller Liebe und Güte, die man hier auf mich häuft, fühle ich mich nicht behaglich und heimisch in diesen geschmückten Räumen. Bei mir war es besser, freundlicher, wohlthuender für Herz und Gemüth. Dennoch bereue ich nicht, hierher gekommen zu sein; Bruno wird sein Wort halten und meinen Namen reinigen von der Schmach, die möglicher Weise in manches Menschen Sinne an ihm haften. Ich fühle mich, wie ich mich schon lange rein gefühlt, jetzt vollkommen der Unschuld meiner früheren Tage wiedergegeben. Damit ist eigentlich meine Aufgabe an diesem Orte vollendet, ich sehne mich fort von hier, eine wehmuthsvolle Empfindung reißt mich hinaus, denn ich entbehre hier des wohlthuenden Friedens, der in meinem stillen Häuschen, an meinem wallenden See, in dem Schatten meiner Wälder immer über und um mich wehte. Ah, nun ist mir auch klar, warum man mich gefangen hielt. Ich sollte wahrscheinlich nicht zufällig dem Auge des Mannes begegnen, der auf mein Erscheinen erst vorbereitet werden mußte, man wollte mich vom Umherschweifen, was ich so überaus liebe, abhalten, damit ich meinen Fuß nicht in seine beängstigende Nähe brächte. Darum, also darum — ich begreife es. Nun aber bin ich frei, ich kann beginnen, was ich will, gehen, wohin ich mich sehne — und ich werde bald und den weitesten Gebrauch davon machen. Am liebsten ginge ich gleich jetzt und ließe den Dank freiwillig hinter mir, den man mir, wie aus allen Reden hervorgeht, morgen aufdringen zu wollen scheint, denn ich will keinen Dank, ich mag ihn nicht; ich besitze Alles, was sie

mir geben können, einen ehrlichen Namen und ein beruhigtes Gewissen, denn der Mann, den ich beinahe getödtet hätte, lebt, wie er leben kann — der Unglückliche! Dahin, ja dahin führt ein Leben, wie er es sich geschaffen; nein! ich will mein Leben nicht verschleudern, ich will meine Kräfte gebrauchen, so lange ich welche besitze, will arbeiten an meiner Vollendung, so lange mir Gott die Mittel dazu verleiht!

Sieh, wie der Mond so freundlich mich anblickt, als lächelte er mir zu und wollte mich in meinen Vorsätzen bestärken — und da — da ist er, mein Stern, mein Lieblingsstern! Du trauter Gefährte bei Nacht, sei mir gegrüßt! Du segelst langsam heran zu mir, bis Du jenseits wieder verschwindest — morgen aber, und immer, wenn ich Dich suche, kehrest Du wieder. Sei mir von Herzen gegrüßt, Du lieblicher Stern! O, wie oft schon habe ich zu Dir aufgeblickt, wenn mein Herz trübe und traurig war; aber jetzt, mein Stern, bin ich es nicht, ich bin heiter und fröhlich, denn ich kann auf eine dunkle Epoche meines Lebens nicht allein mit Ergebung, sondern auch mit Befriedigung zurückblicken. — Wie der Stern flimmert und flackert — als wenn er mit den Augen blinzelte und mir etwas zu sagen hätte. Was hast Du mir zu sagen, liebliches Auge Gottes, sprich deutlich, daß ich Dich verstehe! — Er winkt mir — fort von hier! sagt er. Ja, ich verstehe Dich und gehorche Dir bald, ich komme! O, mich erfaßt eine glühende Sehnsucht nach meiner friedlichen Stille — meinen Gräbern! Wäre ich erst wieder dort, wie will ich glücklich, wie will ich — ich selber sein! Morgen, Stern, morgen komme ich, dann finde ich Dich da, wo ich Dich immer und am liebsten fand — über i h r e m Hügel! O Anna! Hier bist Du nicht — aber Gott sei Dank! ich weiß, wo ich Dich finde. Vielleicht noch eine kurze Spanne Zeit und ich bin Dir ganz nahe — da oben, wo es keine Trennung mehr giebt und wo Menschen,

wenn nicht als Menschen, doch als Wesen höherer Art glücklich und heimisch, also unzertrennbar sind!" —

Die Träumerei war zu Ende. Er trat vom Fenster zurück und schritt einige Male im Zimmer auf und ab, denn er fühlte, daß er sein Tagewerk vollendet, daß er den Kampf ausgekämpft und nun zur Ruhe bereit und geneigt sei. „Noch eine Nacht werde ich so wohl gebettet sein," sprach er, als er in's Schlafzimmer trat und die Vorkehrungen erblickte, die man so sorgsam für die Ungestörtheit seiner Ruhe getroffen hatte. Die Vorhänge waren dicht geschlossen, Alles stand am geeigneten Platze und ein helles Nachtlicht, welches einen traulichen Dämmerschein durch das große Gemach verbreitete, brannte hinter einem grünen Schirme auf einem Nebentische. „Das mag ich nicht!" sagte er und löschte das Licht aus, während er seine Kerze auf den Nachttisch vor seinem Bette stellte. „Ich liebe nicht die flackernde Flamme, wenn ich schlafe; die Nacht bringt und verlangt Dunkelheit — nur aus ihr erzeugt sich das Licht, und wir erkennen und würdigen es um so besser, wenn wir es lange vermißt und erhofft haben."

Langsam entkleidete er sich. Ehe er sich aber niederlegte, zog er die Thür seines Schlafgemachs, die sich leise in den Angeln drehte, wie alle Thüren des Schlosses, fest an. „Soll ich mich einschließen?" fragte er sich, als er noch damit beschäftigt war.

„Nein, das wird nicht nöthig sein, ich habe einen leisen Schlaf und würde eine Maus hören, wenn sie über den Teppich des Nebenzimmers läuft."

Gleich darauf löschte er seine Kerze und legte sich nieder. Als er sich genügend gesammelt, sprach er sein Abendgebet, wie er es alle Abende sprach, aber er hatte heute besonderen Grund, dem Schöpfer für seinen Beistand zu danken, und er that dies mit reinem, hingebendem, tief ergriffenstem Herzen.

Mochte es das weiche üppige Lager sein, welches ihn schwellend umfing, wie er nie ein ähnliches unter sich gefühlt, oder war es eine geistige Erschlaffung, die ihn nach einem so aufregenden Tage unwiderstehlich dem Schlummer überlieferte, genug, kaum hatte er die letzten Worte seines Gebetes geflüstert, so war er auch schon in den tiefsten Schlaf gesunken.

Der menschliche Geist aber, mag er auch noch so ermattet und übermäßig angestrengt sein, schläft nie und bedarf des Schlafes nicht, er arbeitet immer langsam in der einmal begonnenen Richtung fort; nur der Leib ruht, in den dieser Geist während seines irdischen Lebens eingeschlossen ist. Je fester dieser Leib aber ruht, um so wachsamer und reger ist in der Regel der Geist, und auch bei Walther Lund war dies heute der Fall. Die Vorfälle und Gespräche des vergangenen Tages hatten längst ruhende Zeiten und Ereignisse in seinem Geiste wach gerufen, und in diesen einmal lebendig gewordenen Erinnerungen schwelgte die Phantasie dieses regen Geistes unaufhaltsam fort. So geschah es denn, daß Walther sich in seine Jugendzeit versetzt glaubte und die schönen Stunden und Tage seines Lebens noch einmal zu durchlaufen schien. Da tauchte zum ersten Male seit langer Zeit das Bild seiner Jugendgeliebten vor ihm im Traume auf; langsam, wie man sich einen aus dem Grabe aufsteigenden Geist denkt, erhob sie sich vor seinen verwunderten Blicken; anfangs in undeutlichen Umrissen aus dem Chaos seiner Gedanken aufschwebend, gleichsam in Nebel gehüllt, trat sie immer klarer vor seine Seele hin, bis er sie endlich ganz und vollkommen wahrzunehmen glaubte, wie er sie zum letzten Mal im Leben unter jener alten Eiche gesehen. Immer höher fluthete dabei seine Brust, immer lauter stiegen wohlthuende Seufzer aus seinem Busen hervor, denn immer näher und näher trat die liebliche Gestalt an ihn heran. Aber sie war

stumm, diese Gestalt, sie sprach kein Wort; fest geschlossen im Krampfe des Todes, blieben ihre süßen Lippen versiegelt, und auch ihr Auge war hinter den gesenkten Augenlidern verborgen.

Sehnsucht- und liebevoll streckte er die Arme nach der herrlichen Erscheinung aus und schien sich ihr nähern zu wollen; aber er vermochte es nicht, fest war er an die Stätte gebunden, auf der er lag oder stand, keinen Fußbreit konnte er sich vorwärts bewegen. Da wollte er sprechen, sie begrüßen — auch das konnte er anfangs nicht, denn seine Lippen klebten, wie von eiserner Fessel gehalten, dicht an einander. Endlich aber rang sich seine Stimme, da die Lippen sie hemmten, aus dem Herzen los und er sprach wirklich und hörbar: „Anna! Da bist Du — da bin auch ich! Aber so sprich doch, ich bitte Dich, nur ein Wort laß mich hören, damit ich überzeugt bin, daß Du lebst. Ach! und auch das Auge schlage auf, daß ich es sehe, dieses göttliche Auge, und den erwärmenden Strahl fühle, der mir so oft tief in die Seele gedrungen ist!" —

Und sieh, da war es, als wenn sich ein Vorhang von seiner Seele höbe und sein Auge klarer und reiner würde. Es drang weit, unermeßlich weit in die Ferne und sah Alles und Jedes, Großes und Kleines. Was er aber eigentlich allein sah, das war sie, sie in ihrer ganzen unnennbaren Schönheit, Anna, wie sie durch den Schleier ihres Auges ihn immer deutlicher anschaute. „Wird sie nicht sprechen?" fragte sich der Träumende, während er in inniges, unbeschreiblich süßes Anschauen verloren war. Da öffnete sie den Mund und ließ ihn die weißen Perlen sehen, die er so oft im Leben bewundert hatte.

„Walther!" flüsterte es leise — „Walther! Hörst Du nicht? — Wach auf, Walther — ich bin es —"

„Ich wache schon," sagte er leise — „sieh mich doch an — ich sehe und höre Dich ja —"

„Walther!" hauchte es lauter herüber — und wie? Schlug er erst jetzt die Augen auf — träumte oder wachte er — denn, was er sah und hörte, es war vor ihm — es war wirklich, oder es schien ihm wenigstens wirklich zu sein. In der hintersten Ecke des Zimmers, wenige Schritte von seinem Lager entfernt, erblickte er einen lichten Raum, der einer rosig hellen Wolke glich. Inmitten dieses lichten Raumes trat eine Gestalt hervor, deutlich, klar, beweglich, mit dem Kleide rauschend, so daß sein Auge und sein Ohr sie zugleich vernahm. Nein, diese Gestalt war nicht zu verkennen. Sie war es selbst, die unendlich geliebte, die ewig verlorene, Anna war es oder schien es zu sein. Wie damals unter dem alten Eichbaume streckte sie liebevoll die Hände nach ihm aus, ihn zum letzten Male zu umfangen, ihn noch einmal an's Herz zu drücken. Dunkel und lang wallte das schöne lockige Haar um die schneeigen Schultern, das weiße Kleid umschloß faltenreich den schönen Leib, die reiche Brust und — da, da strahlte auch das Auge ihn an mit jenem unvergeßlichen Gluthblicke, in dem die ganze Seele und die vollkommene Liebe lag, die sie für ihn in Ewigkeit bewahren zu wollen versprochen hatte.

„Komm, Walther, komm! Ich erwarte Dich!" hauchte sie ihm entgegen.

„Ich komme," sagte er, „ja, Anna, ich komme!" —

Einen Augenblick starrte er, fast bewußtlos, in's Leere. Schon wollte er aufspringen, sich erheben, aber er vermochte es nicht, eine nie gefühlte innere Gewalt fesselte und hielt ihn auf seinem Lager zurück.

Aber da kam er mehr und mehr zu sich. Er war wirklich erwacht — er betastete sich und seine Umgebung, allein — die Erscheinung war seinem spähenden Auge verschwunden. Aber auch sein Schlaf war weg, er sprang wirklich

auf, zündete schnell seine Kerze an und leuchtete suchend im Zimmer umher.

Ach! es war eine Täuschung seiner Sinne gewesen; es stand und lag Alles im Zimmer, wie er es gefunden, bevor er sein Lager bestiegen. Die Thür war noch fest angelehnt, kein Fuß hatte ihre Schwelle berührt.

Auch das Wohnzimmer, welches er betrat und nach allen Richtungen durchleuchtete, zeigte ihm nichts, was er suchte; es war, es blieb nur eine unglückselige Täuschung.

Aber er kleidete sich dennoch vollständig an, obgleich er noch nicht wußte, warum; nur so viel war ihm für's Erste klar: er hatte keine Ruhe, keine Rast mehr im Bette, im Zimmer. Er mußte hinaus, in's Freie, in die frische Luft, um den Alp, der ihn so gewaltsam niedergedrückt, in die Winde der Nacht abzuschütteln. Da kam plötzlich ein sonderbarer Gedanke über ihn, er erfaßte ihn mit der Schnelligkeit des zischenden Blitzes. Er stand still und blickte sich im Gemach um, durch welches das flackernde Wachslicht einen unheimlichen Glanz verbreitete — es war, als ob eine unsichtbare Gewalt ihn hinausjagte aus diesem Raume, als ob es ihn zöge und zerrte und er nicht länger dem geheimnißvollen Rufe zu widerstehen vermöchte.

„Ha!" sagte er, „das ist dasselbe Gefühl, welches ich heute Abend bekämpfte, ehe ich mich zur Ruhe begab, nur stärker, heftiger, unwiderstehlicher. Es ist das unsägliche Gefühl des Heimwehs, welches meine Brust beklemmt und mich jetzt unterjocht, besiegt hat. Es ist klar und bestimmt, ich muß fort von hier, keine Stunde mehr bleibe ich in diesem dämonischen Schlosse, wo Geister und Gespenster wohnen; schon zu lange habe ich darin verweilt. Ja, ja, ja, so ist es, ich begreife es! Darum nur hat sie mich gerufen, darum ist sie mir erschienen — ich verstehe sie auch diesmal!"

Und er tummelte sich, den so plötzlich gefaßten Entschluß

augenblicklich in's Werk zu setzen, nur wußte er nicht, was er zuerst ergreifen, zunächst thun sollte. Er sah nach der Uhr, es war Zwei vorbei. Er hatte noch über eine Stunde Zeit, bis der Tag anbrach, und der Mond leuchtete ja noch immer am flimmernden Nachthimmel. Bis vor Tagesanbruch aber mußte Alles vollendet sein. Rasch und, was sonst nicht seine Gewohnheit war, ohne auf sorgfältige Ordnung beim Verpacken derselben Rücksicht zu nehmen, warf er seine Kleider und Bücher in den Koffer, blickte sich dann forschend rings um, ob er auch nichts vergessen, und da er nirgends etwas umherliegen sah, schloß er ihn zu und steckte den Schlüssel in seine Tasche. Dann ergriff er sein Geld, seine Uhr, Hut und Handschuh — als ihm plötzlich ein neuer Gedanke in den Sinn kam.

„Ich kann nicht von hier fort gehen," sagte er, „ohne eine hinreichende Erklärung meines fluchtähnlichen Aufbruchs von mir zu geben. Einige geschriebene Worte werden genügen, denn ich darf keine zehn Minuten mehr hier verweilen. Und, schon den Hut auf dem Kopfe, setzte er sich schnell an den Schreibtisch, nahm ein Blatt Papier und schrieb mit flüchtigster Hand folgende Zeilen:

„Gnädigste Frau!

„Verwundern Sie sich nicht, wenn Sie bei Tagesan„bruch mich nicht mehr in Ihrem Schlosse finden; ich kann „nicht länger darin verweilen, denn mich zieht eine unwi„derstehliche Gewalt, eine Art Heimweh, wie ich es nie „im Leben empfunden, nach meiner Einsiedelei und dem „Grabe meiner Lieben. Es ist mir etwas völlig Uner„wartetes in dieser Nacht geschehen. Sie selbst, Anna, ist „mir im Traume erschienen, der so klar war, daß ich ihn „anfangs für Wirklichkeit hielt, und hat mich gerufen. Ich „folge ihr, wie ich nicht anders kann; ich muß zu ihr hin, „oder das tobende Wehgefühl zersprengt mir die Brust.

„Gnädigste Frau, denken Sie nicht übel von dem son„derbaren Manne, der so übereilt und seltsam von Ihnen „scheidet. Er hat des Dankes mehr in seinem Herzen, als „er auszusprechen im Stande ist. Er ist aufrichtig dank„bar für Ihre beispiellose Güte, Ihr Vertrauen, Ihre „Freundschaft — aber bleiben, bleiben kann er darum „nicht. Meinen Koffer überlasse ich Herrn von Stahr; er „wird die Freundlichkeit haben, ihn mit anbrechendem Tage „an die bekannte Adresse zu senden. Leben Sie wohl und „Gott behüte Sie und Ihren Gemahl. Meinen Namen „wird er reinigen, ich verlasse mich auf sein Wort. Die „übrigen Freunde grüße ich ebenfalls. Leben Sie noch „einmal wohl und zürnen Sie nicht

Walther Lund."

Der Brief war geschrieben und rasch gesiegelt. Als die Adresse darauf stand, legte er ihn auf einen in der Mitte des Zimmers leer stehenden Tisch. Dann machte er sich reisefertig. Noch einmal blickte er sich rings um, ob er nichts zurückgelassen, was er zu Hause vermissen könnte. Er bemerkte nichts. Dann öffnete er leise ein Fenster und schaute hinaus und hinab. Schon am Nachmittage hatte er die Höhe desselben gemessen und sich die Stellen gemerkt, auf denen er sicher fußen konnte. Er hatte sich dabei noch keine Flucht vorgesetzt, aber doch an eine gedacht, wenn man ihn länger eingeschlossen hielte. In wenigen Sekunden stand er außerhalb des Fensters auf einem breiten Gesimse, auf welchem sein Fuß sicher ruhte. Noch hielt er sich am Fensterkreuz fest. Dann bückte er sich vorsichtig, suchte sich einen geeigneten Punkt auf dem Boden, ließ die Hände los und sank weich in den dichten Rasen, der sich unter seinem Fenster ausbreitete. Schnell erhob er sich wieder, und da er sich leicht und unbeschädigt fühlte, stieß er einen lauten Athemzug aus, blickte noch einmal nach dem Fenster hinauf, welches dunkel war,

da er die Kerze vorher im Zimmer gelöscht und. — sagte dem Schlosse Lebewohl. In wenigen Minuten hatte er das Ende des Gartens und Parkes erreicht, wo er das eiserne Gitter, welches ihn umschloß, leicht überstieg; unbelästigt gelangte er so auf den Weg nach der Stadt, der er entgegen eilte, um die große Straße zu gewinnen, die nach der nächsten Provinzstadt führte, und von da aus auf der Eisenbahn in seine Heimat zurückzukehren.

Viertes Kapitel.

Ein Sterbebett.

Einem rüstigen Fußgänger, wie Walther Lund es war, boten die drei Meilen, die zwischen Dingelstein und jener Provinzstadt lagen, keine Schwierigkeit dar. Gegen sieben Uhr Morgens traf er daselbst ein, ohne bis jetzt die geringste Ermüdung zu spüren. Nach eingenommenem Frühstück stieg er in den Postwagen und rollte der nächsten Eisenbahnstation zu. Hier aber war ihm ein unvermutheter Aufenthalt zugedacht. Ein Unfall, wie er in unseren Tagen leider häufig genug vorkommt, hatte auf der nächsten Bahnstrecke stattgefunden und schon warteten Hunderte auf die Benachrichtigung, daß der Weg wieder frei und die fernere Reise sicher sei. Aber man mußte etwas lange warten, was ein um so unerfreulicherer Aufenthalt war, weil man sich in Gedanken die Reise als eine beflügelte vorgestellt hatte. Erst gegen Mittag konnte die Fahrt angetreten werden und ging auch dann nur langsam und vorsichtig von Statten. So geschah es, daß unser Flüchtling, dem es unter den Sohlen brannte, anstatt Mittags, erst spät Abends in der Vaterstadt anlangte.

Statt in sein Häuschen am Krampnitzsee zu gehen, hatte er beschlossen, sich sogleich nach Glindow zu begeben, um so

das am meisten Ersehnte zuerst zu erreichen. Er schlug daher den Weg nach Nedlitz zu Fuße ein, wo er um elf Uhr Nachts anlangte. Der alte Fischer, der ihn vor zehn Jahren gewöhnlich über das Wasser gefahren, war längst gestorben, und seine älteste Tochter, die einen Fischer aus dem Dorfe geheirathet, war an seine Stelle getreten. Aber auch das junge Paar war unserm Freunde bekannt und wohlgesinnt, so daß er sich schon erlauben durfte, die Familie aus dem Schlafe zu wecken. Als er an's Fenster gepocht und sein Begehren ausgesprochen, über das Wasser gerudert zu werden, erhob sich der junge Mann sogleich und kleidete sich an. In wenigen Minuten war sein Wunsch erfüllt und mit lebhaften Schritten eilte er auf dem kürzesten Wege durch den Wald dem stillen Dorfe zu. O wie wohl und leicht wurde ihm auf diesem Wege zu Muthe! Die kurz vergangenen Vorfälle im gräflichen Schlosse hatten alle längst ruhenden Schmerzen seiner Seele ihm wieder frisch in's Gedächtniß zurückgerufen, die tiefe Wunde seines Herzens klaffte blutend weit auseinander, und der heraufbeschworene Sturm seiner Gefühle tobte mit aller Macht durch die Fasern seines Geistes. Eine düstere Beklommenheit hatte sich seiner bemächtigt und trieb ihn mit verzweifelter Eile vorwärts, als käme er zu spät zu seinem Ziele und als wären die stillen Heiligthümer, denen er entgegenging, durch einen unnennbaren Frevel während seiner Abwesenheit geschändet worden. Als er sich nun aber wieder zu Hause fühlte — denn der Wald, den er eben durchschritt, gehörte ja mit zu seinem Hause — wurde ihm wieder leichter um's Herz. Tausend Grüße bot er den alten Bäumen dar; und sie schienen ihn zu verstehen und mit ihrem lispelnden Blättergeräusch, durch das der Nachtwind leise strich, ihm freundlich Antwort zu geben.

Es war noch nicht ein Uhr, als er das Dorf und den Kirchhof erreichte; je näher er diesem kam, um so hastiger

schritt er vorwärts und zuletzt sogar stürzte er in vollem Laufe auf die Gräber zu. Kaum bei ihnen angelangt, die in nächtlicher Stille und ungestörtem Frieden unangetastet lagen, warf er sich auf Anna's Todtenhügel hin, breitete die Arme aus und machte seinem lange zusammengepreßten Wehgefühl durch einen lauten Thränenerguß Luft.

„Da bin ich, Anna," rief er stöhnend, „da bin ich wieder bei Dir. Gott sei Dank! O, nimm mich noch einmal freundlich auf! Sie wollten uns trennen, Anna, sie wollten mich an einen fremden Ort fesseln, aber sieh, ich lasse mich nicht fesseln, denn keine Bande giebt es auf der Welt, und wären sie auch noch so süß, die süßer wären, als die, die uns Beide vereinigen, obgleich Du im Grabe liegst und ich auf der unruhigen Erde verweile. O, Kind meiner Liebe, da bin ich. Du hast mich ja gerufen. Komm! hast Du gesagt, und siehe, ich bin gekommen. Ach, nur hier ist mir wohl, nur hier bin ich der alte, unveränderliche Walther. Und darum gehe ich auch nicht wieder von Dir fort, denn hier gehöre ich her — mag die Welt draußen so gut, so liebevoll, so schön sein, wie sie will, Du bist besser, bist liebevoller, bist schöner als Alle und Alles. — Aber nun sprich, Kind, warum hast Du mich gerufen? Drohete mir Unheil bei den vornehmen Menschen? Wollten sie mein Herz bethören, daß ich Dir untreu würde? O nein, das wäre ihnen nicht gelungen, denn Du weißt ja, ich bleibe Dir treu bis in Ewigkeit. Oder — hast Du mir sonst etwas mitzutheilen? Sprich und öffne mir Dein Herz — vielleicht verstehe ich Dich auch heute!"

Er hielt inne und horchte. Es däuchte ihm, es nähere sich Jemand mit eiligen Schritten dem Kirchhofe. Seine liegende Stellung aber behielt er bei, so konnte man ihn nicht wahrnehmen, denn die herabhängenden Zweige der Trauerweide bedeckten ihn fast ganz, trotzdem der glanzvolle Mond ringsum

die ganze Gegend beleuchtete und sogar in weiterer Ferne Häuser, Bäume und sonstige Gegenstände erkennen ließ. Da schrak er zusammen, denn ein heftiger Schlag, wie wenn Jemand mit der Faust gegen eine verschlossene Thür schlägt, erscholl dicht in seiner Nähe. Er hob den Kopf in die Höhe, um besser lauschen zu können. Auch hatte er sich nicht geirrt, es hatte wirklich Jemand mit voller Hand und Gewalt gegen die Thür des Predigerhauses geschlagen, und durch die lautlose Nacht drang jetzt schallend der sich von Neuem wiederholende Lärm. Endlich wurde die Thür des Pfarrhauses geöffnet und eine Magd ließ ihre ängstlich fragende Stimme vernehmen, wer denn da sei und was man mitten in der Nacht so stürmisch begehre?

„Ist der Pfarrer zu Hause!?“ fragte eine laute aber keuchende Stimme, die vom raschen Laufe ihren natürlichen Ton verloren zu haben schien.

„Nein, was soll er denn?“

„Ach Gott, ach Gott — der Müller will sterben und kann nicht, ohne den Pfarrer zu sprechen, er hat ihm etwas zu sagen.“

„Der Müller? Ist es möglich! Aber der Herr Prediger kommt erst morgen früh von der Reise zurück, er hat es gestern geschrieben — was ist denn jetzt die Uhr?“

„Es wird Zwei vorbei sein, denke ich“ —

„Nun, um neun Uhr Morgens erwarte ich ihn — ist denn keine Hoffnung, daß der arme Müller noch so lange lebt?“

„Ich weiß es nicht — ich bin mit Joseph ganz allein bei ihm und kein Mensch hilft uns — was soll ich nun thun? Er ruft und schreit nach dem Pfarrer, als hinge seine Seligkeit davon ab, ihn zu sehen, und da bin ich gelaufen, um zu hören, ob er vielleicht wieder da ist, denn ich weiß ja, daß er verreis't war“ —

Der athemlose Müllerknecht — denn das war der Sprechende — stand rathlos vor der eben so rathlosen Magd, als eine dritte Gestalt von der Seite her zu beiden trat, ohne daß sie ihr leises Herrannahen bemerkt hätten. Auch erschraken sie anfangs heftig, als diese Gestalt so plötzlich zwischen ihnen stand.

„Der Müller liegt im Sterben?" fragte Walther Lund's ernste Stimme — „Und der Pfarrer ist nicht zu Hause?"

„Ach Gott, Herr Brand, Sie sind es — jetzt erkenne ich Sie an der Stimme!" rief das Mädchen vom Pfarrhause beruhigt aus.

„Ja, Herr," erwiderte der Müllergesell, „er ringt mit dem Tode und verlangt geistlichen Beistand."

„Kommt, Freund, ich bin zwar kein Geistlicher, aber was ein Mensch seinem Nebenmenschen Tröstliches zu sagen vermag, will ich herzlich gern versuchen."

„O, das ist herrlich, Sie kommen wie gerufen, Herr Brand — ja, jetzt sehe ich erst, daß Sie es sind. Aber lassen Sie uns schnell gehen."

Rasch schritten die beiden Männer den kurzen sandigen Weg nach der Mühle hin, während das durch die Todesbotschaft aus dem Schlaf gescheuchte Mädchen sich nicht wieder in's Bett zu legen wagte und rasch an die Küsterwohnung klopfte, um sich daselbst einen Beistand für diese schreckensreiche Nacht in ihrer Base zu suchen, die die Frau des neuen Küsters war.

Walther Lund oder vielmehr Herrn Brand, wie er noch im Dorfe bei Groß und Klein hieß, schien es in diesen Tagen beschieden zu sein, aus einer Aufregung in die andere zu gerathen. Kaum war die eine vorübergegangen, so tauchte schon eine neue vor ihm auf, aber er war immer willig, zu thun oder zu erleiden, was ihm das Schicksal entgegenwarf, und um so williger, wenn er irgend ein Trübsal Anderer

dabei lindern konnte. Den Müller mochte er nicht leiden, so lange er am Leben und gesund gewesen, denn er war ein unverbesserlicher Säufer geworden, der mit Niemandem in geselligem Verkehr stand und unzugänglich für jede Ermahnung war; jetzt aber lag er auf dem Sterbebette und da schwanden alle weltlichen Rücksichten, ja der Müller war sogar der Erste, dem Walther Lund in diesem Augenblick beizuspringen die Neigung fühlte.

Er hatte die Mühle seit jener Nacht nicht wieder betreten, wo er vor mehr als sechs Jahren, von Warschau zurückkehrend, zum ersten Male das Dorf besuchte, um sich nach der Art und Weise des Todes des Pfarrers und Anna's zu erkundigen. Dennoch kam ihm das alte Gebäude so bekannt vor, als wenn er es erst gestern verlassen hätte, und er schritt, dem Gesellen auf dem Fuße folgend, durch den Mühlraum, wo das Klappern der Räder heute schwieg, die enge und mit Mehlstaub bedeckte Treppe hinauf, und trat in dasselbe kleine Zimmer, in welchem er damals trostlos und verzweifelnd vor dem trinkenden Müller gesessen. Die Zeiten hatten sich seitdem merkwürdig verändert und Vieles war im Laufe derselben geschehen, was wichtig und entscheidend für sein Leben geworden war; und dennoch beschlich den jetzt Herbeieilenden das Gefühl, als wäre diese Zwischenzeit für ihn gar nicht vorhanden gewesen und als wäre sein jetziger Besuch die unmittelbare Folge seines damaligen ersten.

Als er mit dem zagenden und laut seufzenden Gesellen in das Sterbezimmer trat, lag der alte Müller mit bleichem, wüstem Gesicht, um das sich seine langen, ungekämmten grauen Haare unordentlich ringelten, auf seinem Lager und wälzte sich unruhig, stöhnend und ächzend umher. Kaum aber waren die geräuschlos Eintretenden in seinen Gesichtskreis gelangt, so fuhr er empor und streckte eine Hand nach dem Ersten Besten aus. Aber es war nicht der, nach dem er so

eifrig verlangt hatte, denn solches auf den ersten Blick zu erkennen, reichte seine abnehmende Lebenskraft noch vollkommen aus.

„Ha!" rief er mit gebrochener Stimme — „wer kommt da? Ist es der Pfarrer — Rieding — nein! er ist es nicht! Was wollt Ihr — Euch habe ich nicht gerufen!"

„Mich habt Ihr freilich nicht gerufen, Meister," sagte Walther Lund mit warmer, weicher Stimme, „aber der, den Ihr riefet, ist nicht da, und so kam ich aus freien Stücken, um Euch vielleicht einen Trost zu sprechen, nach dem Ihr Verlangen tragt."

Der Müller sank düster in seine Kissen zurück, hielt aber das halb erloschene Auge starr auf den unerwarteten Beistand gerichtet. Lange blieb er so liegen, als sammle er seine Geisteskräfte, um sich zu besinnen, wen er eigentlich vor sich habe.

„Kennt Ihr mich, Meister?" fragte Walther Lund sanft und trat dicht an den Kranken heran.

„Ob ich Euch kenne! Ja wohl — Ihr seid Walther Lund aus der Pfarre" —

Es war das erste Mal, daß Walther Lund mit diesem Namen angeredet wurde, seitdem er in der Heimat wohnte. Seltsam daher klang dieser Name in seinen Ohren, obwohl es sein eigener war.

„Ihr habt mich aber lange nicht gesehen, Meister, und ich wundre mich daher, daß Ihr mich kennt —"

Der Angeredete schwieg, heftete aber jetzt sein Auge fest auf den Gesellen, der noch neben dem Fremden stand und sich zu wundern schien, daß sein Meister diesen mit einem Namen anredete, der ihm selbst unbekannt war, da er doch wußte, daß es Herr Brand sei, der bei Frau Wolter wohne. Walther aber verstand den Blick des Kranken und bedeutete den Gesellen, das Zimmer zu verlassen, da der Sterbende mit ihm allein zu sein wünsche. Der Geselle gehorchte auch so=

gleich und ging schnell hinaus, denn es war ihm schon lange peinlich gewesen, in der Nähe des Sterbenden zu verweilen. So waren der Müller und sein Tröster jetzt allein.

„Nun," sagte Walther, „Euer Gesell ist hinausgegangen, Meister, nun könnt Ihr sprechen, wenn Ihr überhaupt mit mir sprechen wollt."

„Was soll ich mit Euch sprechen — Euch wollt' ich nicht sehen — hier nicht wieder — nach Euch habe ich am wenigsten verlangt."

„Ihr habt den Pfarrer verlangt, ich weiß es wohl, aber er ist verreis't und kommt erst heute am Tage wieder."

„Verreis't ist er? Ihr lügt, er ist nicht verreis't" —

„Woher wißt Ihr das? Ich sage es Euch und ich habe nie gelogen" —

„Und dennoch lügt Ihr — denn er ist todt!"

„Todt? Wer?"

„Der alte Pfarrer Rieding" —

„Rieding!" rief Walther erschrocken — „ja, der ist freilich todt — wollet Ihr d e n sprechen?"

„Ja, dem allein habe ich Etwas zu sagen — Ihr habt nicht mit mir trinken wollen, und so sage ich Euch nichts" —

„Wie, auch das wißt Ihr noch?"

„Ich weiß Alles! Warum seid Ihr jetzt gekommen, wollt Ihr mich strafen?"

„Strafen? Nein, Meister, ich will Euch trösten, so gut ich es aus reinem Herzen vermag. Gott spricht durch den Mund jedes guten Menschen — und ich denke, ich bin das."

Der Müller schwieg und schien über Etwas nachzusinnen. Endlich sagte er: „E u c h aber kann ich nichts sagen, eben weil Ihr gut seid — aber was wollt Ihr m i r sagen?"

„Daß Gott barmherzig und gütig, daß er jedem Sterbenden seine Hand entgegenstreckt und seinen Himmel öffnet,

daß Alle, die er geschaffen, seine Kinder und in seinem Hause willkommen sind — also auch Ihr!"

„Auch ich? Wißt Ihr das so gewiß?"

„Ja, ich hoffe und glaube es, also weiß ich es auch."

„Ich glaube es nicht — ich bin ein Sünder" —

„Eben darum, weil Ihr ein Sünder seid — gerade für die Sünder ist der barmherzige Gott — die sucht er am liebsten mit seinen väterlichen Augen, und darum sucht er auch Euch" —

„Das ist nicht wahr — nicht wahr! Ihr lügt!" kreischte der todtkranke Mann und wälzte sich, wie von geheimen Gewissensbissen gefoltert, im Bette umher. Walther trat noch näher an das Bett heran und legte seine Hand beruhigend auf die Stirn des Sterbenden, die mit kaltem Schweiße bedeckt war. Der Müller richtete das unruhige Auge auf den tröstenden Nachbar und blickte ihn ungläubig, mit einer Art innerer Verzweiflung an. Seine Brust hob sich schon schwer, der Athem fing ihm an zu stocken, seine Glieder zitterten und sein klares Denkvermögen schien von Augenblick zu Augenblick abzunehmen.

„Er sucht mich nicht," stöhnte er, „er wird mich nie suchen — ich habe zu viel gelogen" —

„Ihr habt aber nicht immer gelogen; Ihr habt auch Gutes in Eurem Leben gethan. Denkt zum Beispiel daran, wie Ihr das kranke Mädchen aus dem Feuer getragen — das war eine edle Handlung, und Gott wird Euch dafür ein gnädiger Richter sein" —

„Meint Ihr — ha! Ich sehe es noch, das Feuer — das Feuer — wie die Flammen um mich loderten, mich erfaßten — das that weh — da nahm ich sie — auf diesen Arm — das kranke Mädchen — lang hingen ihre schwarzen Haare über meinen Arm herunter" —

„Die schwarzen, Meister? Ihr wollt sagen, die blonden" —

„Nein!“ schrie der sterbende Mann mit ängstlicher Stimme — „Ich sage die schwarzen — die schwarzen“ —

„Es ist gut, mögen sie Euch schwarz erschienen sein, Eure Erinnerung ist schwach — Ihr glaubt das jetzt“ —

„Ich glaube nichts, gar nichts — am wenigsten aber, was ich anders und besser weiß“ —

Walther Lund schüttelte wehmüthig den Kopf und schaute den Sterbenden mit mitleidsvollen Blicken an. Auch dieser Mann erneuerte seinen Schmerz, auch er griff mit eisenharter Hand in die weichen Empfindungen seiner traurigsten Erinnerungen zurück. Dennoch bekämpfte er sich, denn er hatte jetzt nicht an sich, nur an den Unglücklichen, der vor ihm lag, zu denken.

„Nun sprecht,“ fuhr er fort, „habt Ihr mir sonst noch Etwas zu sagen?“

„Nein! ich habe schon zu viel gesagt — Rieding, Rieding soll kommen — den will ich sprechen — ach! er hatte ein böses Weib.“

„Meister, hört mich an — beschäftigt Euch nicht mit den Bösen — denkt an die Guten“ —

„Ich will nicht — sie war böse, giftig böse — obgleich sie gegen mich that, als ob sie Wunder wie gut wäre — sie hat die ganze Welt belogen — auch mich — auch — Luft — Luft!“

„Meister — sprecht!“ rief Walther, dem immer beklommener zu Muthe wurde, da er sah, daß der Sterbende im Begriff stand, das Zeitliche zu verlassen.

„Ich — kann — nicht mehr — Luft, Luft — schwarz, schwarz waren sie — schwarz — ist der Tod“ —

Und einen langgezogenen Seufzer aushauchend, zog sich seine Brust zum letzten Male krampfhaft zusammen und — — er war nicht mehr. Walther Lund blieb eine Weile bei dem Verschiedenen stehen und heftete einen ernsten, klagenden

Blick auf die ruhige Miene, die sich allmälig über das Gesicht des jetzt Glücklichen zu verbreiten anfing. Dann drückte er ihm die Augen zu, legte seine Hände gefaltet zusammen, und, nachdem er selbst ein kurzes aber inniges Gebet gesprochen, stieg er in den Mühlraum hinab, um den Gesellen zu sagen, daß der Meister gestorben sei und daß sie mit anbrechendem Tage zum Küster gehen sollten, um das Begräbniß zu besorgen. Als er dies angeordnet, verließ er das Haus und wandte sich, langsam schreitend und den eigenen inneren Sturm, den er nur halb bekämpft, weiter bekämpfend, seiner stillen Wohnung am See zu.

Es war noch nicht fünf Uhr Morgens, als er sie von Weitem vor sich liegen sah. Er glaubte seine Wirthin noch nicht bei der Arbeit zu finden und beschloß daher, so lange außerhalb zu verweilen, bis er eine unverkennbare Bewegung im Innern des Hauses wahrnehmen würde. Er brachte hiermit ein großes Opfer, denn er fühlte sich vollkommen erschöpft. Er hatte zwei Nächte nicht geschlafen, viele Meilen zu Fuße zurückgelegt und dabei die heftigsten und verschiedenartigsten Gemüthsbewegungen erlitten. Langsam wandelte er unter den Bäumen in der Nähe der Einsiedelei auf und ab, da hatte der wachsame Sultan seine Nähe gewittert und, laut heulend wie gewöhnlich, stürzte er zu seiner Begrüßung herbei. Nun war der Frieden des stillen Hauses gebrochen, denn dieses laute Freudengeheul, das wußte er, drang bis in das Innere desselben und scheuchte die rastlose Frau aus ihrer Morgenruhe auf. Es dauerte auch nicht lange, so öffnete sich die Thür und ihr gutmüthiges Gesicht schaute lauschend heraus, was das Gebell des treuen Wächters, der nur vertraute Freunde auf diese laute Art zu empfangen pflegte, in

so früher Morgenstunde zu bedeuten habe. Da machte sie denn ein sehr verwundertes Gesicht, als ihr guter Herr so unerwartet ihr wieder entgegentrat. Aber, guter Gott, wie sah er aus! Bleich im Gesicht, abgespannt und erschlafft in Mienen und Haltung, und dabei waren seine Stiefel bestäubt, und sein ganzer zerknitterter Anzug deutete an, daß er einen weiten und anstrengenden Weg zu Fuße zurückgelegt.

„Lieber Gott, Herr Brand!“ rief sie und wurde selbst vor Schrecken bleich — „Was ist das? So früh schon und ganz unerwartet kommen Sie zurück, da Sie doch viel länger ausbleiben wollten? Ihnen ist doch kein Unglück begegnet?“

„Nein, Frau Wolter, kein Unglück gerade, aber auch kein besonderes Glück;“ — er dachte hierbei nur an die letzten Stunden der Nacht — „ist Alles zu Hause wohlauf?“

„Was soll denn wohlauf sein — ich und Sultan sind ja allein im Hause und uns Beide sehen Sie ja — aber Ihre Augen sind ja so hohl, als ob Sie krank wären — was ist Ihnen denn geschehen?“

„Nichts, gute Frau, nichts, was der Erwähnung werth wäre. Ich bin diese Nacht am Sterbebette des Müllers in Glindow gewesen, der ist gestorben, und da habe ich nicht geschlafen, das ist das Ganze.“

„Der Müller ist todt? Der alte Säufer? Na, Gott habe ihn selig! Das ist freilich kein Unglück — wenn es weiter nichts ist — aber — aber“ —

„Was denn noch aber? Was gafft Ihr mich so an?“

„Also wirklich nicht? Ich hätte mich dennoch geirrt?“

„Was denn? Sprecht deutlich, ich verstehe Eure Worte und Blicke nicht.“

„Sie sind also nicht auf die Freite gegangen, wie ich beinahe fürchtete?“

„Nein, durchaus nicht, Ihr habt Euch umsonst geäng-

stigt. Wenn Ihr Euch aber genug von Eurem Erstaunen erholt habt, so thut mir den Gefallen und macht mir schnell einen guten Kaffee, und dann laßt mich in Ruhe, ich muß schlafen."

„Ja, ja, wenn es weiter nichts ist, das wollen wir schon besorgen." Und fort trippelte sie, wie vom Sturmwinde weggefegt, und bald schlug die Flamme auf ihrem Heerde hoch empor und das Wasser im Kessel siedete, daß man sein Zischen durch das ganze Haus hören konnte. In kurzer Zeit stand der Kaffee auf dem Tische und einige Schnitte frischen Brodes und guter Butter daneben. Walther Lund aß und trank hurtig, so gut es ihm seine Müdigkeit erlaubte, denn diese war noch größer und überwältigender, als sein Appetit. Unterdeß hatte er sich schon entkleidet, schloß die Thür zu und warf sich in's Bett, welches er kaum berührt hatte, als ihn auch schon der festeste Schlaf umfing.

Im Hause selbst aber herrschte bald dasselbe tiefe Schweigen, was noch draußen den Wald und den See erfüllte, denn Frau Wolter hütete sich wohl, irgend Etwas zu thun, was den Schlaf ihres Herrn im Geringsten stören konnte. Sie selbst schlich auf Socken umher und fürchtete sich, irgend eine Thür oder einen Schrank zu öffnen, die knarren könnten, denn der Schlaf thue ihm wohl und sei ihm nöthiger, als das liebe Brod, meinte sie. „Wo mag er aber nur seinen Koffer gelassen haben?" fragte sie sich. „Das ist doch sonderbar — so mitten in der Nacht anzukommen und ohne seine Sachen — und wie kommt er denn zu dem Müller? Dahinter steckt Etwas — nun, wenn das Frau Grothe, meine Gevatterin, wüßte, die stürbe vor Neugier! Aber ich — ich — freilich, er sieht ganz sonderbar aus, als wenn ihm etwas Ernstliches begegnet wäre — na! wir werden es ja wohl noch erfahren. Eigentlich ist er doch ein seltsamer Mann — aber was geht mich das an, ich bin seine Wirthin, weiter nichts."

Als es aber Mittag wurde — sie hatte ihren Herrn noch nie um Mittag schlafen gesehen — und noch keine Bewegung über ihrem Kopfe lautbar wurde, fühlte sie sich ernstlich besorgt. Zehnmal schlich sie die Treppe hinauf und horchte an der Thür, aber immer noch blieb es still im Zimmer, nicht das leiseste Geräusch ließ sich vernehmen, er mußte also noch schlafen. „Mag er schlafen," sagte sie, „das ist gut — wenn er nur nicht krank wird, er sieht mir ganz so aus."

Das Mittagsessen schien sie vergebens gekocht zu haben, denn die Speisestunde war längst vorüber und immer noch blieb die Thür im Oberhause verschlossen. Endlich um vier Uhr Nachmittags hörte sie den Schlüssel umdrehen und Herr Brand rief nach seinem Essen.

„Sogleich, Herr, sogleich!" Und augenblicklich war Alles bereit, sein Bedürfniß zu befriedigen. Nach einer Viertelstunde war auch das vorüber, Herr Brand hatte gespeist. Aber er hatte auch wieder die Thür geschlossen und verhielt sich ruhig, als arbeite er. Aber er arbeitete nicht, er dachte gar nicht daran, er fühlte sogar nicht die geringste Neigung dazu. Er hatte etwas ganz Anderes zu thun. Als er aus seinem langen und ungestörten Schlaf erwacht und aufgestanden war, fühlte er sich wie neu geboren. Seine Kräfte waren wiedergekehrt, seine Erschöpfung vollständig gewichen. Aber eine merkwürdige Umwandelung war in ihm vorgegangen, so merkwürdig, daß er sich nicht entsinnen konnte, schon jemals etwas Aehnliches erlebt zu haben. Wenn er seine jetzige Stimmung mit der gestrigen und vorgestrigen verglich, so kannte er sich kaum wieder. Ein nie empfundenes Gefühl von Verlassenheit und Oede hatte sich seiner bemächtigt, und er wußte eigentlich nicht, was das bedeuten sollte und woher es kam. Was hatte er gewollt, als er Dingelstein so schnell verließ, und was hatte er damit erreicht? Der Erfolg ent-

sprach seinen Erwartungen in keinerlei Weise. Er hatte Ruhe und Frieden gewollt und — beides hatte er nicht erlangt. Das begegnet uns oft im Leben. Gerade Das, was wir bisweilen zu Hause suchen, finden wir da am wenigsten, so sicher wir es uns auch vorgestellt. Es ist, als wenn wir uns in uns selbst, in unsern Wünschen getäuscht, als wenn wir einen Flug unternommen haben, den wir nicht ausführen können. So greift man oft in die Räder des sausenden Schicksalswagens und glaubt, ihn in seinem Laufe aufhalten zu können; er aber, der sich nie aufhalten läßt, erfaßt uns unerwartet und wirft uns zermalmt unter seine davon donnernden Räder. So war es Walther Lund in dieser einsamen, trostlosen Stunde zu Muthe, ähnlich fühlte er, und zum ersten Male ergriff ihn die Ueberzeugung, er habe etwas gethan, was ohne die erwünschte und nothwendige Folge geblieben war. Die Freundschaft, die Hingebung, das Vertrauen, mit denen man ihm im gräflichen Schlosse entgegengekommen war, tauchten in glänzenden Farben vor ihm auf, und es fehlte nicht viel daran, so empfand er ein tiefes Bedauern, diesmal zu schnell und voreilig gehandelt zu haben.

Da fiel ihm plötzlich der Müller auf dem Sterbebette ein. Es war ein merkwürdiges Begegnen gewesen, das konnte er sich nicht verhehlen. Hatte der Mann wirklich etwas auf dem Gewissen gehabt? Und was mochte das gewesen sein? Daß sein mit in das Grab genommenes Geheimniß ihn selbst und noch eine andere Person zumeist betreffen könnte, fiel ihm am wenigsten ein; die wunderbaren Anspielungen auf das kranke, aus dem Feuer getragene Mädchen verstand er nicht oder hielt sie für gespenstisch auftauchende Bilder einer kranken Phantasie, er dachte nicht im Entferntesten an einen schauerlichen, ihn tief berührenden Zusammenhang zwischen damals und jetzt — und darum gab er sich darüber auch keinen Untersuchungen hin. Es hätte ja doch zu nichts gefruchtet,

er war ja todt. Aber halt! Da blitzte ihm ein neuer Gedanke auf — wer gab ihm den mit einmal ein? Der Pfarrer von Glindow kehrte heute wieder, oder war vielmehr schon wiedergekehrt, denn der Tag, der auf die Nacht am Sterbebette folgte, war ja während seines langen Schlafes beinahe ganz verstrichen. Jener hatte ihm ja eine wichtige Mittheilung vor seiner Abreise machen wollen und er war damals nicht aufgelegt gewesen, dieselbe entgegenzunehmen. Wunderbarer Weise brachte er diesen Umstand mit dem Geheimnisse des Müllers in Verbindung — indessen, ob das richtig war, konnte er jetzt auf keine Weise enträthseln. Diese vielleicht zu lange hinausgeschobene Mittheilung aber mußte er endlich erfahren — für heute freilich nicht, heute wollte er den kränklichen Pfarrer noch in Ruhe lassen, morgen früh aber, das nahm er sich fest vor, wollte er ihn aufsuchen und hören, was er ihm denn so Wichtiges zu sagen habe.

Endlich, um sich zu zerstreuen und wo möglich in eine behaglichere Stimmung zu versetzen, beschloß er, einen kleinen Spaziergang zu unternehmen. Die Römerschanze wollte er noch begrüßen, dann aber frühzeitig nach Hause zurückkehren und sein Lager wieder suchen, denn alle Müdigkeit war noch nicht ganz aus seinen Gliedern gewichen. Rasch nahm er Hut und Stock und wanderte hinaus in den Wald. So gelangte er an den Ort, der ihm so oft freundlich gelächelt, ihn stets ruhig und friedlich gestimmt hatte, und auch heute, so dachte er, ihm denselben Dienst erweisen sollte. Aber er hatte sich wiederum geirrt. Wie er sich heute selbst nicht verstand, so verstand er auch die Stimmen der Natur nicht, die doch wie gewöhnlich zu ihm sprachen und sich in nichts verändert hatten. Ein Beweis, daß wir die Natur betrachten, wie unsere inneren Augen zur Betrachtung aufgelegt sind. Für heute waren alle Gegenstände für ihn stumm geworden, sie schienen zu schlummern und alle Uebereinstimmung mit

seinen Gefühlen verloren zu haben. Die Bäume warfen zwar ihren freundlichen Schatten wie immer, aber der Schatten war nicht kühl; das Wasser floß zwar sanft und glänzend dahin, aber sein Auge erblickte nur einen trügerischen Spiegel in seiner Fläche, von wo ihm sonst der Himmel mit seinen tanzenden Wolken entgegengelacht. Was war das? Todt, ausgestorben war es um ihn und in ihm, und er fühlte sich zum ersten Mal in seinem Leben von sich selbst und allem außer ihm Liegenden verlassen. Unwillig über sich selbst und Alles, was ihn umgab, ein ihm ganz unbekanntes, schaudererregendes Gefühl, kehrte er nach Hause zurück, als eben der Vollmond hinter den Wipfeln emporstieg und sein silbernes Licht schon über Wald, See und Land breitete, so schön, so klar, so voll unbeschreiblicher Milde und friedlicher Labung in der warmen Nacht, daß er entzückt gewesen wäre, es zu schauen und zu empfinden, wenn er augenblicklich Sinn dafür gehabt hätte.

Da aber sollte etwas geschehen, was ihn aus der dumpfen Gefühllosigkeit, die sein ganzes Herz umspann, wie mit einem Donnerschlage erweckte, und von einer Seite her sollte das Ereigniß kommen, von der er es diesmal am wenigsten erwartet hatte.

Fünftes Kapitel.

Unter der alten Eiche.

Er öffnete eben die Thür seines Hauses, als ihm Frau Wolter mit einer höchst befriedigten Miene, die ganz bedeutend von ihrem heutigen Tagesgesichte abwich, entgegentrat.

„Ach, Herr Brand, sagte sie außerordentlich heiter, „nun bin ich zufrieden, jetzt ist Alles wieder in Ordnung."

„Womit seid Ihr zufrieden und was ist wieder in Ordnung?" fragte er, über Aussehen und Sprache der Frau ernstlich verwundert.

„Nun, ich konnte es heute Morgen nicht begreifen, warum Sie so plötzlich und ohne Ihre mitgenommenen Sachen ankamen, ich dachte mir schon allerlei Unheil dabei — jetzt aber hat sich die Sache aufgeklärt."

„Wie so denn, ich verstehe Euch noch nicht —"

„Nun, sie sind da —"

„Wer ist da?"

„Der Koffer, Herr Brand, und es scheint nichts daraus verloren gegangen, denn er ist eben so schwer, als da Sie fortgingen; ich habe ihn selbst die Treppe hinaufgetragen."

„Der Koffer ist da?" Und Walther Lund stand auf das Höchste betroffen vor der lächelnden Frau, die nicht begreifen

konnte, wie man sich über eine so natürliche Sache so unnatürlich verwundern könne.

In der That, es war darüber gar nicht zu staunen, und dennoch staunte er, er wußte selbst nicht warum, ob über die Schnelligkeit, mit der man seinen Wunsch erfüllt, oder über etwas Anderes, was er in Folge dessen vermuthete. Denn daß man seinen hinterlassenen Brief beantwortet haben würde, war doch wohl zu erwarten, und vor dieser Antwort, sagen wir es geradezu, hatte er einige Besorgniß, denn er fühlte voraus, daß man ihm seiner Flucht wegen Vorwürfe machen würde, und eine innere Stimme sagte ihm, daß er dieselben vollkommen verdient habe.

„Wer hat den Koffer gebracht?" fragte er endlich.

„Wie Sie sonderbar fragen, Herr Brand; — derselbe Mensch, den Sie damit beauftragt haben —"

Walther Lund blickte seine Wirthin mit immer größer werdenden Augen an — jetzt wurde die Angelegenheit wirklich des Staunens werth.

„Wer sagt Euch denn, daß ich einen Menschen damit beauftragt habe?"

„Nun, mein Gott, derselbe, der ihn brachte."

„Ich frage noch einmal, Frau Wolter, wer hat den Koffer gebracht? — Ich erwarte eine bestimmte Antwort —"

„Ja wohl, ich sage es ja schon. Ein Bauer; wie er heißt und wo er wohnt, weiß ich nicht, denn ich kannte ihn weder, noch habe ich ihn danach gefragt. Er trug den Koffer vor die Thür und sagte ganz einfach, was jeder Kofferträger sagen würde: Wohnt hier Herr Brand? — Ja, mein Freund, der wohnt hier, sagte ich. — Nun, hier ist sein Koffer, den er mir zur Besorgung übergeben. — Es ist gut, sagte ich wieder, hat er Euch schon bezahlt? — O, das ist Alles richtig! — Und er ging wieder seines Weges und ich trug den Koffer die Treppe hinauf."

Walther verließ die Frau, die ihm, wie er jetzt wohl einsah, keine genauere Auskunft zu geben vermochte. Langsamen Schrittes, mehr grübelnd als sinnend, stieg er die Treppe hinauf und fand wirklich seinen Koffer auf dem Flure stehen. Er öffnete die Thür, zündete seine Lampe an und trug ihn dann in's Zimmer. Ja, es war sein Koffer, darüber waltete kein Zweifel. Wer hatte ihn aber gebracht und von wem war der Bauer damit beauftragt? Er konnte sich den Zusammenhang nicht erklären, so viel er auch sann, daher gab er das Grübeln darüber auf, nur fühlte er eine gewisse Beklommenheit, daß man ihn nicht einmal einer Antwort gewürdigt hatte, was doch so leicht mit der Uebersendung des Koffers möglich gewesen wäre.

„Ich bin selbst daran schuld," sagte er endlich, „daß man mich so bald vergessen hat, warum — warum — ach! was ist das heute für ein trübseliger Tag! Es ist der erste meines Lebens, den ich durch meine eigene Schwäche und Unfügsamkeit verloren habe."

Und er suchte den Schlüssel zum Koffer hervor, um ihn zu öffnen, denn er erinnerte sich jetzt deutlich jedes einzelnen Vorfalls bei seiner Flucht, also auch, daß er seine Kleider wüst durch einander in den Koffer geworfen hatte, um nur so schnell wie möglich aus dem Schlosse zu kommen. Aber — war die so räthselhafte Ankunft des Koffers schon ein Gegenstand des Erstaunens für ihn gewesen, wie sollte erst der Inhalt desselben ihn aus der Fassung bringen! Denn kaum hatte er den Deckel emporgehoben, so bemerkte er, daß der Koffer in seiner Abwesenheit geöffnet worden war. Wie war das möglich? Er hatte ihn ja selbst verschlossen, das wußte er bestimmt. Und doch war daran nicht zu zweifeln, denn alle seine Kleider, seine Wäsche, seine Bücher und Schriften waren mit einer so großen Sorgfalt, ja Zierlichkeit, über einander gelegt, daß er schon daraus erkennen

konnte, wie eine fürsorgende Hand dabei im Spiele gewesen. Wie sollte er sich aber diesen Vorgang erklären? Er fand nichts, was seine Vermuthungen bestätigte. Vorsichtig hob er ein Stück nach dem andern heraus und beseitigte es sogleich, denn er liebte vor allen Dingen Ordnung in seinem eigenen Zimmer. Da war er beinahe bis auf den Grund des Koffers gedrungen. „Was ist das?“ fragte er sich, und schon streckte er die Hand nach etwas aus, was gewiß nicht darin gewesen war, als er selbst den Koffer verschloß. Zwischen mehrere vorsichtig gelagerte Bücher, so daß ein freier Raum in ihrer Mitte entstanden, war eine Rose gelegt, eine so schöne, so volle und noch fast ganz frische Rose, daß sie augenscheinlich erst vor kurzer Zeit hinein gethan sein konnte. Er ergriff die Rose, fürchtend, sie werde sich als ein Spiel seiner Phantasie in Nichts auflösen, wenn er sie berührte — aber das war nicht der Fall. Er roch daran — ach! wie süß duftete sie! — Was war das? Sollte das die Antwort auf seinen Brief sein? Das wäre freilich eine liebliche Antwort gewesen. Wer aber konnte sich erlauben, seinen verschlossenen Koffer heimlich zu öffnen, alle seine geringen Besitzthümer zu untersuchen, zu ordnen und dann endlich die Blume hinzuzufügen? — Indessen über eine solche Gabe murrt man nicht gern und nicht lange — er murrte auch, wenn er überhaupt murrte, nicht über die Rose, sondern über sein eignes schwaches Ahnungsvermögen, daß er nicht zu errathen vermochte, wer ihm diese Ueberraschung zu Theil werden ließ. Sonst war, so genau er jedes Behältniß, sogar alle Taschen der Kleider untersuchte, nichts Fremdes im Koffer vorzufinden, kein Brief, keine Zeile, kein Wort, das ihn auf die unbekannte wohlwollende Hand hätte schließen lassen können.

„Ohne Zweifel ist es die Gräfin gewesen;“ sagte er endlich, stellte die Rose vorsichtig in ein Glas Wasser, wodurch

sie sich bald wieder gänzlich erholte, und trug den Koffer an seinen bestimmten Platz, so daß nichts im Zimmer war, was ihn an die kaum vollendete Reise erinnerte, als eben die Rose und sein vor wie nach bewegtes und gequältes Herz.

Da klopfte es an die Thür und Frau Wolter trat herein. „Herr Brand," sagte sie, „ich möchte wohl nach dem Forsthause gehen, ich habe mit meinem Vetter etwas zu besprechen."

„Gehet, in Gottes Namen — ich bedarf Eurer nicht."

„Bleiben Sie zu Hause, Herr Brand?"

„Gewiß, heute gehe ich nicht mehr aus."

„So kann ich wohl den Sultan mitnehmen — ich gehe nicht gern allein bei Mondschein durch den Wald — die Bäume sehen so gespensterhaft aus —"

„Gewiß, nehmt ihn nur mit."

„So wünsche ich Ihnen eine gute Nacht, Herr Brand."

„Gute Nacht, Frau Wolter!" Gleich darauf sah er die Frau das Haus verlassen und hörte den Hund ein endloses Freudengeheul ausstoßen, da es selten geschah, daß er seine Herrin auf einer weiteren Wanderung begleiten durfte. Noch lange dauerte das Gebell des treuen Thieres, endlich verscholl es in der Tiefe des Waldes, welcher zwischen der Einsiedelei und dem Forsthause lag. So war Walther Lund allein im Hause geblieben. Er trat an das Fenster, und da er es schwül im Zimmer fand, öffnete er es. Ach, und die hereinströmende Nachtluft war so köstlich warm und doch zugleich erfrischend, daß er seine Brust ungemein erleichtert fühlte, als er sie mit langen Zügen einsog. Draußen wehete kein Lüftchen, alle Sterne funkelten wie diamantene Punkte am krystallreinen Himmel, und der von dem Fenster des einsamen Mannes nicht sichtbare Vollmond streute sein Licht so voll und glänzend über die ruhende Landschaft aus, wie er es nur unter Italien's Himmel gesehen zu haben sich erinnerte.

Dicht unter ihm auf dem Fensterbrett, woran er lehnte,

stand das Glas mit der übersandten Rose. Sie duftete bis zu ihm hinauf, und mehrere Male bückte er sich, um ihren süßen Hauch so oft wie möglich einzuathmen. „Das war noch das Beste von diesem ganzen Tage,“ sagte er leise, „er schließt also besser, als ich dachte. Ach, was war das für ein ängstlicher trübseliger Tag! Wie bin ich durch einander geschüttelt worden von meinen hin und her streitenden Gefühlen. O! daß ein solcher Tag niemals wiederkehre, und Gott sei Dank, daß er vorüber ist!“

Nachdem er diese Worte mit einem von Herzen kommenden Seufzer ausgesprochen, schaute er, ohne etwas Bestimmtes zu denken, auf den im Mondenlicht glänzenden See hinaus, der sanft ohne hörbares Geräusch, wenige Schritte von dem einsamen Hause entfernt, auf und nieder fluthete. Da schien es ihm, als ob ein leichter Fuß leise und vorsichtig den Kies beträte, der dicht unter seinem Fenster den Weg um das Haus bedeckte. Anfangs zwar horchte er nicht genau darauf, denn es war ihm gleichgültig, ob irgend Jemand aus der Nachbarschaft des Weges zog, als er aber zu bemerken glaubte, daß der nächtliche Wanderer seinen Schritt zu verbergen suchte, da horchte er schärfer auf. Allein, obgleich er sich aus dem offenen Fenster wiederholt herauslehnte, er konnte nichts erspähen. Endlich wurde er der vergeblichen Bemühung überdrüssig, hielt das vermeintliche Geräusch vielleicht auch für eine Täuschung seiner Sinne und setzte sich still am offenen Fenster nieder, um in seinen Betrachtungen ungestört fortzufahren. Da schien sich ein leises Lüftchen auf dem See zu erheben, denn die blinkenden Wellen kräuselten sich mit harmonischem Gemurmel. Das hörte er so gern, sie sprachen so traulich, so verworren und doch so zärtlich und liebevoll. Jetzt zuerst merkte er, daß die Stimmen der Natur wieder für ihn zu erwachen anfingen. Plötzlich bebte er zusammen, wie von einem überirdischen Geiste unvorhergesehen angeredet.

„Walther!" tönte es ganz deutlich zu seinem Fenster herauf.

Was war das? War es Täuschung seiner Sinne, seiner Phantasie, seiner von mancherlei Versuchungen angegriffenen Seele?

„Walther!" rief es leise noch einmal.

„Mein Gott!" dachte der Gerufene und sprang auf. „Wer kann mich so rufen — hier — wo Niemand meinen Namen kennt, als der gestern Nacht entschlafene Todte" —

„Walther!" sagte es zum dritten Mal und diesmal lauter und deutlicher als vorher. Und diese Stimme — drang sie vom Himmel hernieder oder hauchte sie aus dem Wehen des Windes hervor — denn in dem Tone, wie er ihn so eben vernommen, konnte nur ein abgeschiedener Geist zu ihm sprechen.

„Wer spricht da?" fragte er endlich zum Fenster hinaus, während er selbst fühlte, daß ein heftiges Zittern alle seine Glieder bis in's Mark erschütterte.

„Komm!" lautete der antwortende Ruf jetzt. „Komm! ich bin es!"

Der immer so besonnene Mann fing an zu taumeln, es schien, als wäre plötzlich seine Besinnung gewichen. Er stürzte zur Thür — mit einem Sprunge war er die Treppe hinunter und stand im Freien, an derselben Stelle, wo die Stimme unter seinem Fenster so eben erschallt war; aber, so viel er auch den Kopf nach allen Seiten wandte, er sah und hörte nichts.

Schon wähnte er, es sei eine innere Stimme gewesen, die die Täuschung hervorgebracht — schon folgte dem bebenden Rausche einer unbestimmten Freude ein um so niederschlagenderes Gefühl — da rief die Stimme abermals deutlich, diesmal jedoch von der Waldseite des Hauses her: „Walther!"

„Wie," dachte er, „necken mich Geister — rufen sie mich da und rufen sie mich hier?" Aber schnell folgte er dem

freundlichen Tone und schon stand er an der hinteren Seite des Hauses, von wo aus der schmale Fußpfad in den dunkelen Wald führt. „Walther!“ rief es nun wieder — „Komm, folge mir!“ Und schon war er hinter der Stimme her, ohne nur ein einziges Zeichen zu haben, daß diese Stimme einem sicht- und fühlbaren Leibe angehöre. Aber sein Geist begann in der Irre zu kreisen — diesmal, bei dem letzten Rufe hatte die Stimme eine Saite in seinem Busen angeschlagen, die nur einen, aber einen unverkennbaren Ton anklingen ließ — das Blut stieg ihm zu Kopfe, wallte siedend von da nach dem Herzen zurück, so daß er den heftigen Schlag an beiden Stellen zugleich pulsiren fühlte, und wie von einer dämonischen Gewalt fortgerissen, deren er nicht im Geringsten Meister war, schoß er, vorwärts stürzend, der wohllautenden Stimme nach. Da — so schien es ihm wenigstens — erblickte er in der Ferne, vom Mondenschein, der in dünnen Streifen durch die Gebüsche fiel, geisterhaft beleuchtet, ein helles Gewand.

„Wäre es möglich,“ dachte er, gäbe es einen Geist, der diese Stimme angenommen, die nur einem Menschen auf Erden angehören konnte!“ Und plötzlich lief er, was er laufen konnte, denn das bisweilen verschwindende, bisweilen wieder heller leuchtende Gewand war weit vor ihm vorauf. Eine bedeutende Strecke hatte er so zurückgelegt, da stand er still, denn er hörte und sah nichts mehr — es war am Ende doch nur eine Täuschung gewesen. Mit keuchender Brust und fliegenden Haaren, den Kopf weit vorgebeugt, lauschte er in die Weite, ob ihn nicht wieder die Stimme riefe. „Walther!“ drang es abermals deutlich zu ihm und noch einmal stürzte er, seinen Athem zusammenraffend, vorwärts. Dann sah er wieder das weiße Gewand, dann war es verschwunden — dann tönte der Ruf, dann war er erloschen — er aber immer rastlos hinter her, achtete nicht des stechenden

Schlages seines Herzens, das, von innerer Aufregung und äußerer Anstrengung zur höchsten Thätigkeit gespornt, laut und fühlbar an die Wandung seiner Brust klopfte, bis er sich mitten im Walde befand, wo nur ein spärliches und häufig durch die tiefen Schatten unterbrochenes Licht durch die dicht verschlungenen Wipfel der Bäume fiel. Da stand er still, er konnte nicht weiter; er mußte Luft schöpfen; der Schreck, die Wollust, die ihn durchwühlten, hatten seine physischen Kräfte gelähmt. Er lehnte sich an einen Baum und erholte sich, indem er seinen kochenden Athem allmälig zur Ruhe kommen ließ.

„Walther!" rief es plötzlich laut vor ihm, und deutlicher als vorher sah er das helle Gewand auf dem ausgetretenen Fußpfade, der zwischen hochstämmigen Föhren dahin führte, vorwärts schlüpfen. Wieder raffte er sich auf und lief eine lange Strecke hinter der davon Eilenden her. Aber die vor ihm flüchtende Gestalt — er sah jetzt deutlicher, daß er eine solche vor sich hatte, — war schneller als er; pfeilschnell glitt sie dahin, wie eine Wolke, ein Schatten, der nur eine Sekunde braucht, um vom Himmel auf die Erde zu fallen, wenigstens kam ihm in seiner Aufregung die Schnelligkeit derselben zauberartig vor. So war er, ohne es zu wissen, schon weit von seinem Hause entfernt und allmälig wurde es im Walde um ihn herum lichter, indem die Baumstämme weiter und weiter auseinander traten. Schon sah er das freie Gefild vor sich, an dessen äußerster Gränze das Dorf Glindow liegt; die Gegend kam ihm plötzlich bekannt vor, denn er schien in der That seine Besinnung im Rausche der auf ihn einströmenden Empfindungen bisher verloren gehabt zu haben. Ja, er war unter den letzten Bäumen des Waldes und da — dort vor ihm stand die alte Eiche, die wohlbekannte, in deren Schatten sich das Hünengrab erhob. Aber was gewahrte er da? Auf demselben stand eine hohe, weiße Gestalt mit

ausgebreiteten Armen. — Was war das? War es ein Spiel des unergründeten Schoošes der Nacht, oder war es Wirklichkeit? Waren die Jahre vergangen vor seinem Geiste wie ein rasch hinsterbender Windhauch — oder hatte er zehn Jahre gar nicht gelebt, nur geträumt, und wachte nun plötzlich zu einem neuen Dasein wieder auf — denn wie damals, als er zum letzten Male Abschied von ihr nahm, streckte sie ihm die Arme entgegen, wie damals flogen die dunkelen Locken um Schultern und Gesicht — wie damals hauchte es verständlich und liebesehnsüchtig zu ihm herüber: „Walther!"

Da raffte er seine letzten Kräfte zusammen, oder wunderbar, sie schienen ihm plötzlich in reichster Fülle wieder gewachsen zu sein: „Anna!" schrie er in fast bewußtloser Angst, sie möchte ihm nochmals verloren gehen — „Anna! bist Du es?"

„Walther — ich bin es!"

Und wie ein Rasender stürzte er auf die Erscheinung zu — aber sie stand diesmal still und erwartete ihn ruhig. Schon war er ihr ganz nahe, da sah und fühlte er, daß es ein wirkliches, menschliches Wesen war, welches er vor sich hatte, denn, ohne zu wissen, wie ihm geschah, umschlangen ihn zwei lebensvolle Arme und preßten ihn leidenschaftlich und fest an eine hochklopfende Brust.

„Walther!" schluchzte es da an seinem Herzen.

„Anna! Ich bitte Dich — bin ich lebendig oder todt — bist Du es — bin ich es? Ich weiß nicht, was ich denken soll!" —

Aber das menschliche Wesen gab keine Antwort, denn es hatte keine mehr. Fester umschlang es den liebenden Mann, fester umschlang er es wieder, und lautes, weithin vernehmbares Schluchzen war der einzige Ton, der sich aus Beider Brust hervorrang.

Endlich, er wußte nicht, wie lange er so gestanden, schlug

er die Augen auf und sah, Lippe an Lippe hängend, ein anderes Auge vor sich, welches er nicht verkennen konnte. Tief, wie damals, wie immer, wenn er es anschaute, senkte sich der dunkele Strahlenblick dieses Auges in seine Seele, und seine Seele sandte wonneberauscht dieselbe Botschaft zurück.

Endlich gewann er wieder die Stimme, die Sprache.

„Träume — lebe — wache ich — ich weiß es nicht — o sprich Du mit mir, daß ich nicht irre werde an mir selber!"

„Ich spreche ja mit Dir, Walther, Du siehst es ja — denn ich küsse Dich — ja, ich bin es, Anna, die todt geglaubte, die wiedererstandene — ich bin gekommen, habe Dich gerufen, und Du bist mir gefolgt unter unseren Baum — und siehe, da ruhst Du an meinem Herzen, und über uns steht hell leuchtend unser Stern — da — und die Jahre sind spurlos an uns vorübergegangen, alles Weh und Leid ist vergessen, und wir sind wieder bei einander — unzertrennlich — auf ewig!"

„Anna! ist es möglich — ist es wahr — ich vermag es ja nicht zu glauben — Du liegst nicht in jenem Grabe? Wie ist denn das geschehen, wie kann denn ein Mensch zum zweiten Male geboren werden und noch dazu für mich, der ja keine Hoffnung auf Erden hatte — keine" —

„Das zu erläutern überlaß einer späteren Zeit, Du mein theurer Freund; erst überzeuge Dich, daß ich es bin — da, berühre meine Hand, mein Herz, meine Lippen, meine Wangen — siehst Du, fühlst Du, daß ich es bin?"

„Ich sehe, ich fühle, ach! und ich glaube es!" Und er hing unzertrennlich an ihrem Halse, und seine Lippen schlürften von den ihren den süßen Thau, den die Götter der Liebe darauf gelegt. Die kosenden Nachtwinde aber, die lind und leise über ihren Häuptern rauschten, waren das einzige Lebendige in der Natur, dessen Stimme man in der tiefen Einsamkeit ringsum vernahm, denn ihnen, den Liebenden, ach!

verdenken wir es nicht, daß sie im Hochgefühle ihrer Seligkeit die eigene Sprache auf lange Zeit verloren hatten. —

Seele des alten Baumes, die du Jahrhunderte schon in den Wurzeln und Zweigen dieses einsamen Waldriesen wohnst, und ihr, Lüfte, die ihr zärtlich und liebevoll in seinen Blättern säuselt, hörtet ihr wohl, was die Liebenden unter euch flüsterten? Und Du, goldner Mond, der Du Dich wonniglich über ihnen in dem freien Elemente des Aethers wiegst, und ihr Sterne daneben mit den treuen und funkelnden Engelaugen — sahet ihr, was sie nach so langer Trennung bei diesem unverhofften Wiedersehen einander in unendlicher Liebe thaten? Ach! wohl mußten es höhere Wesen sein, die erspähen wollten, was in dem geheimnißvollen Schweigen, in welches Beide versunken waren, und in der ersten Wonne ihres Beisammenseins geschah, denn sterbliche Augen und Ohren hätten nichts wahrgenommen, nichts wahrnehmen können. Es genügte ihnen, fest umschlungen, dicht an einander geschmiegt, sich gegenseitig nur zu fühlen; schon der bloßen Nähe sich bewußt zu sein, Auge in Auge wechselweis zu tauchen und über die unaussprechlich glückliche Gegenwart die ganze, unermeßlich lange und bittere Vergangenheit zu vergessen, war ihnen Segen und Seligkeit genug. —

Endlich schien sich Anna zuerst zu fassen, denn sie war vorbereiteter auf den gegenwärtigen Augenblick, also weniger gewaltsam erschüttert, als der sein volles Glück unmöglich ahnende Freund. Er, ja, er hatte ganz die Sprache verloren; die Wonne, die ihn vom Wirbel bis zur Fußspitze erfüllte, war ihm zu neu, zu ungemessen groß, sie verrieth sich an ihm nur durch ein bisweiliges Zucken seiner Glieder, durch jenen unbeschreiblichen Schauer, der den sterblichen Menschen die Wollust des unsterblichen ahnen läßt, und durch den strahlenden Gluthblick seines dunkelen, jetzt nur Licht und Leben schauenden Auges.

„Nun, Walther," flüsterte Anna's liebliche Stimme, „hast Du Dich überzeugt, daß ich es bin, Deine Anna, die Du wiedergewonnen hast? Weißt Du nun, daß ich lebe und nicht unter jenem grünen Hügel schlummere?"

„Wer liegt dann darunter, wenn Du es nicht bist?" hauchte eine wehmüthige Stimme dicht an ihrer Brust.

„Marianne, die gute sanfte Marianne, mein Freund, ruht an der Seite ihres edelen Vaters."

„Marianne! Ach, und ich habe immer im Gebet zu ihr gesprochen und mir mein inneres Gefühl als Deine Antwort gedeutet — aber wie bin ich so arg betrogen worden!?"

„Freilich! Auch ich konnte mir lange nicht Deinen Irrthum erklären, als ich Dein häufiges Verweilen an jenem Grabe erfuhr und den mit einem falschen Namen bezeichneten Stein sah — erst aus Deiner Lebensgeschichte habe ich erfahren —"

„Aus meiner Lebensgeschichte? — Hast Du denn die gelesen?"

„Wer denn sonst als ich — hast Du sie mir nicht durch Helene, meine theuerste Freundin, die Du für die Gräfin Dingelstein hieltst, geschickt?"

„Ach, ich habe keine Ahnung davon gehabt, daß sie in Deinen Händen war. Also Du wohntest auf jenem alten Schlosse?"

„Frage mich noch nicht nach diesen Einzelnheiten, Du sollst Alles und Jedes bald genug erfahren. Die Aufklärungen, die ich Dir über mein und Dein Schicksal zu geben habe, wirst Du erst morgen empfangen — heute, heute wollen wir nur glücklich und weiter nichts sein, und höchstens ein Einziges wirst Du von mir hören, da es sich nur für mich allein ziemt, Dich gleich damit bekannt zu machen" —

„Und was ist das, meine Anna? Deine Sprache stockt und Deine Hand zittert in der meinen — hast Du mir etwas Herbes mitzutheilen?"

„Nein, mein theurer, vielgeliebter Freund, nichts Herbes, etwas Unerwartetes freilich, aber dennoch etwas Gutes, etwas Edeles sogar. Zwar klingt es für den ersten Augenblick etwas hart und rauh, und Du möchtest erschrecken, wenn ich Dich nicht vorsichtig darauf vorbereitete. Aber gerade darum muß ich es Dir gleich sagen, denn es will zu allererst von meiner Seele herunter. Zunächst aber versprich mir, ruhig zu bleiben, nicht zu erschrecken und zu erbleichen, wenn Du etwas gewiß ganz Unerwartetes hörst" —

„Ach, ich bin schon auf den Tod erschrocken, es ist also doch etwas Schlimmes?"

„Nein, nein, es scheint nur auf den ersten Augenblick so, aber wirklich und wahrhaftig — da, befrage mein Herz — es ist nicht schlimm. Sieh, Walther," und sie faßte seine bebenden Hände mit den ihrigen und drückte sie gegen ihre Brust — „sieh, Walther, das Weib, das jetzt an Deiner Schulter lehnt, Deine Hände faßt und Dir mit ganzer Seele in's Auge blickt, wird Dein Weib sein, ganz und vollkommen, wie es ein Mensch auf Erden nur besitzen kann" —

„O, das ist freilich nichts Trauriges; aber sollte es etwas Unerwartetes sein?"

„Ruhig, mein Freund! Niemand also wird mich Dir streitig machen, ich gehöre Dir ganz allein, wie ich Dir immer gehört — verstehst Du mich wohl — denn ich bin Dein geblieben, wie ich es war. Aber dennoch" —

„Nun, aber dennoch? Jetzt kommt es — ach!" —

„Aber dennoch trage ich jetzt den Namen des Weibes eines Anderen" —

„Anna! soll ich noch einmal sterben? — Was heißt das?"

„Siehst Du, Du erschrickst dennoch und ich bat Dich so innig, es nicht zu thun. Ja, ich heiße das Weib eines Anderen, aber bin es nicht in dem Sinne, wie man es gewöhnlich auf-

faßt und wie Du es zu nehmen scheinst — ich heiße blos Gräfin von Dingelstein, aber ich bin es nicht."

„Gräfin von Dingelstein — gerechter Gott! Bruno's Weib —!"

„Still, mein Freund, sage ich. Ich trage vor der Welt seinen Namen, ja, eben weil er Bruno von Marchfeld-Dingelstein ist, aber sieh, Walther, und Du kannst mir glauben, seine Hand hat nur so lange in der meinen gelegen, als der Priester, der unser wunderbares Verhältniß kannte, über uns seinen zweifelhaften Segen sprach — später hat er nie, nie wieder meine Hand berührt und selten sogar hat er nur von ferne mein Auge erblickt" —

„Wie soll ich das verstehen?"

„Wie ich es Dir sage — morgen, o wäre es doch erst morgen! sollst Du Alles erfahren. Jetzt aber, mein Freund, laß uns aufbrechen, wir müssen zur Pfarre in Glindow hinabsteigen."

„Zur Pfarre? Warum denn dahin?"

„Weil dort unsere Wohnung für jetzt ist. Das aber kann ich Dir gleich auseinander setzen. Sieh, ich war vor etlichen Wochen schon einmal hier, aus Gründen, die Du kennen lernen wirst — Du hast auch gewiß von dem Besuche fremder Damen gehört?"

„Das warst Du?"

„Ich und Helene, die Schwester des Grafen, die Du für seine Gattin hieltest —"

„Heiliger Gott! Jetzt verstehe ich es — ja, ja, ihm, ihm allein sieht sie ähnlich — o wie war ich so blind!"

„Höre mich weiter an. Damals besuchte ich den Pfarrer in Glindow und Mariannens und ihres Vaters Grabhügel. Und da las ich mit dem größten Erstaunen meinen Namen auf dem Stein der Todten. Damals zuerst wurde mir klar,

daß Du mich für gestorben hieltest, denn der junge kränkliche Pfarrer erzählte mir, daß ein Mann von Deinem Alter und Aussehen die beiden Gräber heilig hielte, daß er sie schmückte und in stiller Nacht oft und heimlich über ihnen betete. Ich erkundigte mich näher nach diesem Manne und erfuhr Deinen jetzigen Namen und Wohnort, ohne indessen zu wissen, daß Moritz Brand niemand anders als Walther Lund war. Ich suchte also diesen Moritz Brand auf, fand ihn aber nicht. Den Pfarrer jedoch hatte ich gebeten, sich näher nach Deinen Verhältnissen zu erkundigen und Dich selbst zu befragen, wen Du unter jenem Steine schlafend glaubtest. Der Mann besuchte Dich und fand Dich ebenfalls nicht. Am nächsten Tage reis'te er ab und in seiner krankhaften Zerstreutheit hatte er meinen Besuch und Auftrag sehr bald vergessen, bis er mir gestern, von seiner Reise zurückkehrend, auf der Eisenbahn in . . . begegnete. Ich erkannte ihn sogleich wieder, setzte mich eine Stunde lang an seine Seite und erkundigte mich nach seinen damaligen Erfolgen. Er gestand ein, daß er den Auftrag vergessen, bot mir aber dagegen von Neuem seine Dienste an. Deren bedurfte ich aber jetzt nicht mehr, denn unterdessen war etwas Anderes, viel Wichtigeres geschehen. Jedoch konnte er mir eine andere Gefälligkeit erweisen und er that es sehr freundlich, indem er dadurch seinen früheren Fehler wieder gut zu machen hoffte. Er lud mich, Bruno's Schwester und Herrn von Stahr, der uns begleitet, ein, so lange seine Wohnung als die unsrige zu benutzen, bis die Angelegenheit beendet wäre, die uns hierhergeführt und die ich ihm in so weit vertraute, als es nöthig war. Da sind wir denn hergekommen und wohnen bei ihm, und so müssen auch wir uns jetzt dahin begeben, denn es ist unterdessen tiefe Nacht geworden und unsere Freunde werden unruhig über mein langes Ausbleiben sein, zumal ich ihre Begleitung, die sie mir anboten, zurück-

wies. Und wie, habe ich daran nicht Recht gethan, mein Walther, mußten wir nicht allein sein, wenn wir uns hier unter der alten Eiche wiederfanden?"

Walther nickte blos mit dem Kopfe und lächelte ihr innig zu, sonst erwiderte er nichts mehr. Schweigend aber erhob er sich, da sie die Neigung zu gehen verrieth, schlug seinen Arm fest um ihren Leib und, sie auf diese Weise an sich pressend, schritt er langsam mit ihr den Weg zur Pfarre hinab. Der Prediger aber und seine junge Frau, von der Reise ermüdet, waren schon längst zur Ruhe gegangen, und die Fremden störten sie nicht, denn da das junge Paar keine Kinder hatte, war es um so eher möglich gewesen, ihnen die ganze unbewohnte Hälfte des großen Pfarrhauses einzuräumen. Diese Gäste nun waren noch nicht zur Ruhe gegangen. Hell schimmerte das Licht aus ihren Zimmern durch die halbgeschlossenen Läden, und die beiden mitgekommenen Diener standen vor der Thür, ihre junge Gebieterin angstvoll erwartend, denn so lange hatten sie sie nicht allein in dem fernen Walde weilend vermuthet. Als sie daher das glückliche Paar von Weitem kommen sahen, traten sie ihm rasch entgegen und begrüßten die Herrin und ihren Begleiter, den sie ja auch kannten, denn es waren dieselben, die Walther Lund auf dem Schlosse zur Bedienung zuertheilt gewesen waren.

Da that sich die Thür des Zimmers auf und ein neues und erhebendes Schauspiel versetzte den träumerisch seligen Walther in eine abermalige Freude. Denn voran trat ihm Herr von Stahr entgegen und begrüßte herzlich den jungen Freund, der, keines Wortes mächtig und von seinen Empfindungen beinahe überwältigt, nur stumme Händedrücke und Dankesblicke hatte. Auch die Gräfin von Marchfeld, Bruno's Schwester, kam den Beiden liebvoll entgegen, und mit dem ersten Blicke, den sie auf die Glücklichen richtete, erkannte sie,

in welcher Stimmung sie waren und welche süßen Erschütterungen ihre Herzen in Bewegung gesetzt hatten.

„Herr Walther Lund," sagte die schöne Helene, „glauben Sie nun an den Lug und Trug, der die Welt erfüllt, da ich sie an Ihnen selbst geübt?"

„O, gnädigste Frau," stammelte Anna's Geliebter, „in dieser Beziehung wußten Sie freilich besser als ich, daß die Welt voll Lug und Trug sei, als ich Ihre Schwelle ahnungslos und hoffnungsarm betrat. Wenn aber aller Lug und Trug sich in ähnlicher Weise enthüllte, würde ich nicht unzufrieden damit sein."

„Und Sie verzeihen, daß ich mich für Diese da in Ihr Vertrauen stahl?"

„Ob ich verzeihe? O, verzeihen Sie mir lieber, daß ich ein so undankbarer und kurzsichtiger Gast war, der sich sogar Nachts ohne Abschied von Ihrem Hause entfernte."

„Sie haben sich dadurch am meisten selbst geschadet, mein lieber Freund, denn hätten Sie es nur die eine Nacht noch bei uns erträglich gefunden, so wäre Ihnen mit dem nächsten Tageslichte eine Morgenröthe aufgegangen, wie sie Ihnen wahrscheinlich in Ihrem Leben bisher noch nicht geleuchtet hat. Doch — Sie haben eine Abendröthe, oder vielmehr ein Licht der Nacht verlangt, welches vielleicht schöner gestrahlt hat, als jene — nicht wahr, Anna, mein Kind?"

„Still — das kümmere Dich nicht, meine Liebe; wir sind Beide damit zufrieden gewesen und nun sage ihm weiter nichts mehr, das Uebrige soll er morgen von mir selber erfahren."

„Morgen?" rief Walther. „Ach, das ist eine lange Zeit!"

„Nicht so lange, mein lieber Walther, als Du bis jetzt auf mich gewartet hast. Nur eine kurze Nacht liegt zwischen uns und dann wirst Du die Beruhigung empfinden, daß gar nichts mehr zwischen uns liegt."

„Und wann kann ich das Glück haben, Sie morgen früh wieder zu sehen, meine Damen?" fragte Walther, der instinktmäßig fühlte, daß die Scheidestunde für heute geschlagen hatte.

„Du wirst uns frühzeitig genug bei Dir finden, mein Freund," erwiderte Anna, „denn morgen früh um acht Uhr besuchen wir Dich, nicht Du uns; wir wollen in der Einsiedelei bei Dir sein, um uns auch einmal Deine Gäste zu nennen."

Walther zuckte zusammen, er hatte keinen Ausdruck mehr, seine Freude zu zeigen, das menschliche Maaß der Anspannung seiner Empfindungen war längst überschritten, denn nur bis zu einer gewissen Gränze der Möglichkeit reicht das Gefühl für Freude und Schmerz in dem aus zarten Fäden gesponnenen Herzen des Menschen.

Wie er nun Allen eine gute Nacht sagte und sie ihn vor die Thüre begleiteten; was Anna ihm zuflüsterte, als sie sich zum letzten Male von seiner Brust riß — er hatte Alles, Alles vergessen, als er wieder draußen in Gottes freier Natur und allein war. Langsam schwankte er fort, nur einen kleinen Umweg machte er noch. Denn ehe er aus dem Dorfe schritt, begab er sich auf den Kirchhof, knieete bei den Gräbern nieder, wo er so oft in seinem Schmerze glücklich gewesen, und dankte Gott laut und innig für all' das wunderbare Gute, was er heute an ihm gethan. Dann aber schlich er, halb im Taumel der Freude, halb in Bewußtlosigkeit auf dem bekannten Pfade seiner stillen Heimat zu.

Aber je länger er ging und je näher er seinem Häuschen kam, um so mehr belebte sich unwillkürlich sein Schritt. Allmälig hob sich sein Kopf empor und seine Arme wurden wieder der Herrschaft seines Willens unterworfen, denn er hatte bisher einer Maschine geglichen, die ihre Schuldigkeit auf Geheiß ihres Meisters, nicht aber aus innerer, angeborener Nothwendigkeit erfüllt.

Er stand still und blickte sich in der stillen Nacht um. Tiefes Schweigen herrschte rings um ihn; nur die Sterne und der Mond über ihm wachten und blickten ihn mit ihren leuchtenden Augen voll und heiter in das bewegte Gesicht. „Gott im Himmel!“ rief er laut und sank in die Kniee — „ist es denn wahr? Träume ich nicht? Ist hier nicht auch Lug und Trug im Spiele? Nein, nein, nein, es ist Wahrheit; ich habe sie wieder, sie ist mir zurückgegeben — o Du lieber Gott im Himmel, wie habe ich diese Seligkeit verdient!“

Und als hätte ihm dieses kurze aber inbrünstige Gebet wieder neue Spannkraft verliehen, erhob er sich ruhiger und schritt mit belebterem Schritte der Einsiedelei zu. Da lag sie schon in der Ferne vor ihm — o wie ganz anders trat sie ihm jetzt entgegen, als wenige Stunden zuvor! War es das frühere kleine Gebäude, was er da so still und heimlich vor sich sah? Nein, es war ein köstliches Schloß, voller Schätze und Reichthümer, deren alleiniger Besitzer und Gebieter er von nun an sein sollte.

„Halloh!“ rief er mit schmetternder Stimme, als er näher gekommen war — „halloh! Auf! Ich komme, Sultan, hierher — sieh mich an!“

Augenblicklich war der treue Hund an seiner Seite und sprang hoch an seinen Herrn heran. Heute aber wehrte dieser ihn nicht von sich ab, sondern er umfaßte, er umhals'te ihn vielmehr. „Sultan!“ rief er, vom inneren Freudengefühl wie im Rausche sich aufraffend, „Sultan, freue Dich mit mir — ich habe sie wieder — ach! Du dummes Thier — Du verstehst mich ja doch nicht. Aber Frau Wolter, die soll mich verstehen — Halloh! halloh! Frau Wolter, Frau Wolter!“ —

Obgleich schon Mitternacht vorüber, so war Frau Wolter doch wach geblieben, denn sie konnte vor Angst und Unruhe nicht schlafen gehen. Sie hatte einen ungeheuren Schreck ge-

habt. Gegen elf Uhr war sie, ruhigen Gemüthes, wie immer, nach Hause gekommen und hatte die Hausthür weit geöffnet vorgefunden. Sogleich hatte sie irgend einen unbestimmten Verdacht geschöpft, daß etwas Außerordentliches vorgefallen, und der war gestiegen, als sie ihren Herrn vergeblich gesucht und gerufen, und endlich auch sein Zimmer offen gefunden hatte. Sein Hut lag im Zimmer und auch sein Stock stand daneben, er mußte also in der Nähe sein. Als sie ihn nun eine Stunde vergeblich gesucht und erwartet, hatte sie der furchtbare Gedanke ergriffen, er sei ertrunken. Sie war an's Wasser gelaufen und hatte ihn auch da gesucht. Von dort war sie vor einer Viertelstunde in's Haus zurückgekehrt und hatte sich weinend und schreiend in ihre Stube gesetzt — und so finden wir sie, als Walther voll jubelnder Freude in sein Haus zurückkehrte.

Kaum hörte sie den Hund sein Freudengebell ausstoßen und nun auch ihren Namen rufen, da kam sie heraus gestürzt, denn sie wußte ja nun, daß ihr Herr am Leben und wohlauf sei. Da trat er schon in die Hausthür und sie hielt ihm in angstvoller Spannung das flackernde Licht entgegen. Aber wie sonderbar sah er aus — was war denn schon wieder mit ihm geschehen? Seine Haare hingen verworren über sein Gesicht herab und das Gesicht selbst war bleich und von Thränen naß, wie das ihrige, aber in seinen Augen lag eine unaussprechliche Rührung, eine freudige Gewalt, der sie keinen Namen zu geben wußte.

„Herr Brand, Herr Brand — Gott sei Dank! daß Sie wieder da sind“ — waren ihre ersten Worte.

„Ach was, Frau Wolter!“ antwortete er ihr und umfaßte sie und zog sie an sich. Sie aber wurde plötzlich ganz still und sah ihn mit namenloser Verwunderung an, denn so war er ja nie gegen sie gewesen.

„Mein Gott, was ist Ihnen denn, Herr Brand? Sie kommen mir ganz wunderbar vor.“

„Ich mir auch, liebe Frau, das ist das rechte Wort. Aber glücklich bin ich, glücklich, Frau Wolter, wie ich es nie gewesen. Denn seht, Ihr habt doch recht gehabt, ich bin doch auf die Freite gegangen und habe mir eine Braut geholt.“

Frau Wolter schüttelte ungläubig und noch immer angstvoll den Kopf. Ihr Herr kam ihr wie nicht ganz bei Verstande vor, sein Wesen war so himmelweit von seinem früheren verschieden, daß sie ihn gar nicht wiedererkannte.

„Glücklich?“ fragte sie, als er bei ihr unten in der Stube saß, was er seit Jahren nicht gethan, und sie lächelnd, aber wieder sprachlos anstarrte. „Sind Sie wirklich glücklich und haben Sie sich eine Braut geholt, Herr Brand?“

„Ach, lassen Sie den Namen Brand fahren, Frau Wolter — ich heiße nicht Brand — ich will nicht mehr so genannt sein!“

Die Frau sprang auf; nun war sie ernstlich besorgt. „Er hat wahrhaftig den Verstand verloren!“ sagte sie zu sich, „er kennt seinen Namen nicht mehr. Ach Gott, es ist also wirklich ein Unglück geschehen!“

Die letzten Worte sprach sie wider Wissen laut aus.

„Nein, Frau, nein,“ rief Walther Lund. „Es ist ein Glück geschehen — ach, und so groß, daß ich es Euch kaum sagen kann!“ Und nochmals von seinen Gefühlen überwältigt, fing er laut zu weinen an, und erst als dieser Sturm eine Weile gedauert hatte, konnte er ihr, die mit ihm weinte, obgleich sie nicht wußte, warum, in wenigen abgerissenen Worten erzählen, daß ihm ein unerwartetes Glück begegnet, daß er morgen früh um acht Uhr vornehme Gäste erwarte und daß bis um diese Zeit das Frühstück bereit sein müsse.

Als er vom Frühstück sprach, glaubte ihm Frau Wolter erst vollständig. Das war ihr Fach. Sie erkundigte sich

noch nach Mehrerem und erfuhr die Wahrheit, so weit sie für sie geeignet war. Dann leuchtete sie ihrem Herrn die Treppe hinauf und zündete ihm die Lampe an. Er aber, von übermenschlichen Regungen vollkommen erschöpft, warf sich auf sein Bett, ohne sich zu entkleiden, und war glücklich genug, fast augenblicklich vom tiefsten Schlafe ergriffen zu werden.

Sechstes Kapitel.

Ein Morgenspaziergang auf der Römerschanze.

Sechs Stunden ununterbrochenen und nur von den süßesten Träumen durchwebten Schlafes hatten vollständig hingereicht, Walther Lund's rüstigem Körper die durch ungewöhnliche Gemüthserschütterungen ihm entrissene Spannkraft und Geistesfülle wiederzugeben, die ihm von jeher in allen Lebenslagen zu Gebote gestanden hatten. Als er um sechs Uhr am nächsten Morgen erwachte, sich nach dem Fenster umwandte und die fröhlich murmelnden Wellen im jungen Strahle der Morgensonne glitzern sah, sprang er unruhig empor, als hätte er die wichtigste Stunde seines Lebens verschlafen, denn, merkwürdig genug, er war sich im ersten Augenblick des Erwachens aller vorgefallenen Einzelnheiten vollkommen bewußt, dafür hatte der gütige Traumgott gesorgt, der sein Erinnerungsvermögen rege und wach erhalten hatte. Erst das neue Tageslicht erfüllte ihn wieder mit Zweifeln und er mußte sich rasch Wort für Wort wiederholen, was ihm die nächtliche Erscheinung gestern unter der alten Eiche gesagt, um sich wieder vollständig in sein Glück zurecht finden und mit Ergebung die kommenden Stunden erwarten zu können, die ihm der Verabredung gemäß jederlei Aufklärung bringen

sollten. Rasch war er daher in die nothwendigsten Kleider geschlüpft, um, an der bereits thätigen Frau Wolter vorübergleitend, das Seeufer zu gewinnen. Hier stieg er in seinen Kahn, ergriff die Ruder und mit ein paar kräftigen Zügen brachte er sich so weit in den See hinein, daß ihn vom Lande aus kein Menschenauge mehr erkennen konnte. Mit einem Jubelschrei sprang er darauf in die silbernen Wellen, schwamm einige Male dem davongleitenden Nachen nach, holte ihn zurück und tauchte dann tief auf den Grund des Sees, denn ihm war zu Muthe wie einem Ueberglücklichen, der seine herrlichsten Erwartungen über alles Maaß hinausgerückt sieht und der, da er nicht in die Wolken springen kann, um in seinem Freudensturme den Himmel zu gewinnen, doch den Grund des Sees suchen muß, um wenigstens in einer Richtung ein unabsehbares Ziel zu erreichen.

Als er nun in den frischen Morgenlüften und dem kühlen Bade seine Lebensgeister genügend erquickt hatte, kehrte er schnell in sein Haus zurück und begann, sich mit einer ungewöhnlichen Sorgfalt anzukleiden. Denn er glaubte zu fühlen, daß es nöthig sei, einen besseren und ruhigeren Eindruck auf die Begleiter Anna's hervorzubringen, als wahrscheinlich am vergangenen Abend geschehen, wo er mit fliegenden Haaren und verworrenen Kleidern vor sie getreten war. Als er auch damit zu Stande gekommen, ging er in das Unterhaus und begrüßte Frau Wolter wie ein vernünftiger Mensch, um auch ihr sich wieder von seiner gewöhnlichen Seite zu zeigen. Aber sie stieß dennoch einen Verwunderungsschrei aus, als sie ihn, wie sie sagte, „so schön" vor sich sah.

„Ach, was werden die vornehmen Damen sagen" —

„Wenn sie einen schlechten Kaffee bekommen," unterbrach sie der ungemein heitere Herr Brand.

„Ja, das sollte mir wohl noch in meinen alten Tagen

begegnen! Wenn Sie sich noch nie geirrt haben, Herr, darin haben Sie sich gewiß geirrt!"

„Das sollte mir lieb sein. Aber nun ordnet auch den Tisch, wie es sich gebührt, wenn man liebe Gäste erwartet. Wir frühstücken im Schreibezimmer."

„Im Schreibezimmer?" fragte ungläubig Frau Wolter; denn daß dies Heiligthum von Fremden betreten werden sollte, konnte sie sich unmöglich vorstellen.

„Wie ich Euch sage!" rief der unruhige Mann, den es nicht länger im Zimmer duldete und die frohste aller Erwartungen in's Freie trieb.

Er trat hinaus und erreichte den Wald. Da schaute er hoch auf. Welch ein herrlicher Morgen umstrahlte ihn und umwehte seine Schläfe, die schon wieder anfingen, sich von der inneren Flamme zu erhitzen, die in seinem Herzen brannte. Diamantene Thautropfen glänzten auf allen Blättern und Gräsern, erfrischt, neu geboren war die ganze ihn begrüßende Natur, als wenn auch sie sich durch belebenden Schlaf gestärkt hätte und durch ihren reichsten Schmuck Antheil an seinem Glücke nehmen wollte. Leise, kaum fühlbar, strich ein balsamischer Südwind durch die lispelnden Wipfel, und ihm nach zuckte der blitzende Sonnenstrahl, als wollte er den Flüchtigen einholen und küssen, der sich aber nichts aus seiner Liebe zu machen schien und spurlos dahin wehte, wo auch kein Strahl des goldenen Lichts ihn erreichte.

„Das ist ein Morgen," sagte der noch Einsame, „ganz zum Spaziergange geschaffen, wie mir einer bevorsteht — aber ich wünsche doch, sie kämen bald, mir wird die Zeit schon lang. Ich bin recht einfältig gewesen, mich nicht nach dem Wege zu erkundigen, den sie wählen wollten, aber ach! Was habe ich nicht alles vergessen, und was werde ich nicht noch erfragen müssen! O" — und wieder einmal zog zur Abwechselung, damit er nicht ganz in Seligkeit vergehe, eine

rauhe Besorgniß durch seine Brust und stellte so nach Fug und Recht das menschliche Gleichgewicht zwischen Furcht und Hoffnung wieder in ihm her.

Es war einige Minuten nach acht Uhr. Er schaute sehnsüchtig alle Wege des duftigen Waldes hinab, ob er nicht schon von Weitem die herannahenden Gäste erspähe. Wenn er es sich aber recht überlegte, so konnten sie noch nicht gut zur Stelle sein, denn sie hatten einen weiten Weg vor sich und man konnte doch nicht wohl annehmen, daß sie, die auch ermüdet und spät zur Ruhe gekommen waren, schon um sieben Uhr sich wieder auf den Weg gemacht haben würden. — Aber, Augen wie Anna's Augen, und ein Herz, wie das ihrige, bedürfen nur geringer Erholung, um wieder munter und frisch zu sein, das sollte Walther sehr bald erfahren. Denn nicht lange hatte er nach der Seite hingeschaut, woher sie des Weges ziehen mußten, so sah er die strahlenden Gewänder der Frauen von Weitem durch die Gebüsche schimmern. Da konnte er nicht länger ruhig auf seinem Wachtposten stehen bleiben; aller weislich gefaßten Vorsätze, sich mit vollkommener Seelenruhe zu wappnen und zu zeigen, im Augenblicke des erscheinenden Glücks sich entschlagend, flog er mit offenen Armen der Wiedergefundenen entgegen, und sie, weit den Ihrigen voraus, kam ihm eben so zugelaufen, und noch einmal fielen sie Brust an Brust und fanden dadurch die Wahrheit bestätigt, die ihnen die vergangene Nacht so süß verkündigt hatte.

Da lösten sie sich von einander los und schauten sich nun bei'm vollen klaren Tageslichte, so ruhig wie sie konnten, an.

„Anna!" rief Walther entzückt, „wo bist Du die zehn vergangenen Jahre Deines Lebens gewesen? Du hast nicht in gewöhnlicher Luft geathmet, sondern in viel verschönerndem Aether, denn Du bist, stattlicher nicht allein und vollkommener, sondern auch schöner und liebreizender geworden."

„Meinst Du, mein Lieber, daß ich auch darin so glücklich wäre, wie jetzt in allen übrigen Dingen? Nun, es ziemt sich wohl nicht, daß ich Dir diese, einer Frau immer angenehme Begrüßung mit Wucher zurückgebe, aber — wenn Du etwas von mir dagegen hören willst, so muß ich Dir sagen, daß ich mit Dir auch ganz zufrieden bin!" Und sie hing sich nach einem liebevollen Blicke, den sie über seine schöne Gestalt laufen ließ, fest in seinen Arm und führte ihn der langsam näherschreitenden Gräfin Helene von Marchfeld zu.

„Gnädigste Gräfin!" redete Walther diese an, indem er tief den Hut vor ihr zog. „Erst jetzt kann ich Sie mit Ruhe begrüßen, wie ich es Ihnen so tausendfach schuldig bin — gestern war ich kein Mensch — ich war aus mir selber gerückt. Darf ich hoffen, daß Sie mir Verzeihung angedeihen lassen?"

„Herr Walther Lund," erwiderte die schöne Dame und reichte ihm die Hand, die er ehrfurchtsvoll küßte, „Männern, wie Sie sind, und in einer Stimmung, wie Sie sie gestern hatten, verzeiht ein weibliches Herz Viel, denn Sie waren, wie Sie auch waren, nur zu Ehren unseres Geschlechtes aus sich selber gerückt. Wollte Gott, daß alle Männer auf gleiche Weise von ihrer Liebe durchdrungen wären, dann könnte man ihnen schon verzeihen, daß sie alle übrigen Frauen über die eigene Geliebte vergessen. Jetzt aber lassen Sie uns weiter ziehen, denn wir zwei nüchterne Menschen wenigstens, Herr von Stahr und ich, bringen Ihnen Appetit in's Haus, nachdem wir früher als gewönlich einen so weiten Weg zurückgelegt."

Nachdem Walther auch den alten Herrn von Stahr herzlich begrüßt, setzte sich der kleine Zug in Bewegung und bald hatte man die Einsiedelei erreicht, die so lieblich und harmlos in ihrer Einsamkeit den Gästen entgegen lächelte, daß man sogleich und zuerst ihr Aeußeres von allen Seiten in

Augenschein nahm. Die Damen waren von der Stille der Waldwohnung und dem Frieden, der um sie her ausgegossen war, entzückt. Da störte die Frohen Frau Wolter, die in ihrem besten Sonntagsstaate herausgetrippelt kam, um sich den vornehmen Besuchern ihres Herrn vorzustellen. Kaum aber hatte sie ihr Auge auf die beiden Damen und die Bekleidung der folgenden Diener geworfen, so schrie sie laut auf: „Ach Gott, ach Gott, Herr Brand, was sehe ich!"

„Nun, was seht Ihr denn, Frau Wolter? Ich hoffe doch nicht etwa — Gespenster!"

„Das ist ja der geheimnißvolle Besuch von neulich — Sie wissen doch noch, als Sie nach der Stadt gegangen waren — ich erkenne die beiden schönen Damen sogleich wieder!"

Die beiden schönen Damen aber lächelten, begrüßten die gute Frau herzlich und folgten den Herren, die bereits in Walther's Schreibzimmer getreten waren. Hier aber fand abermals ein Aufschub des Frühstücks statt. Für Anna war dieses Zimmer ein Heiligthum — hier hatte ihr armer Freund mehr als drei der besten und doch traurigsten Jahre seines Lebens verbracht und doch so schöne, herrliche Werke geschrieben. O, das fiel ihr schwer und süß zugleich auf's Herz. Jeden Winkel durchforschte sie beinahe, jedes Buch nahm sie in die Hand, und an der herrlichen Aussicht auf den See und den jenseitigen Wald hinaus und hinüber schien sie sich nicht sättigen zu können.

Während sie sich aber mit Walther und dieser sich nur mit ihr beschäftigte und Beide sich mit wenigen Worten Alles verständlich machten, nahmen die beiden Anderen Platz und langten von dem herrlichen Brode und der frischen Butter zu, welche ihnen Frau Wolter neben dem besten Kaffee aufgetischt hatte. Alle aber stimmten darin überein, nie ein so einfaches und doch so wohlschmeckendes Frühstück genossen zu haben.

„Mir scheint,“ sagte die Gräfin Helene, „Ihr Einsiedlerleben ist nicht so reizlos gewesen, wie ich mir dasselbe oft vorgestellt. Ihre Wohnung ist eben so schön gelegen, wie Ihr Tisch wohl bestellt.“

„Sie haben Recht; wenn der Kummer nicht im Herzen gewesen wäre, hätte ich mich im Paradiese träumen können, denn hier mit einem süßen Weibe in stiller Waldeinsamkeit zu leben, müßte selbst einem Epikuräer eine Wonne erscheinen.“

Anna lächelte der Freundin heimlich zu, griff aber schon nach ihrem Strohhut. „Ihr bleibet hier,“ sagte sie, zu Herrn von Stahr und der Gräfin gewandt, „Ihr genießet die schöne Aussicht und den Frieden, den mein Freund so lange genossen, während Walther und ich einen Spaziergang antreten, wie wir ihn lange nicht zusammen unternommen haben.“

„Wirst Du aber auch die Stunde nicht vergessen, Anna?“ erinnerte leise die Gräfin.

„Nein, meine Liebe, nein! Um zwölf Uhr spätestens sind wir wieder da; so viel Zeit müßt Ihr uns gönnen — verlaß Dich auf mich.“ Und Beide grüßend und Walthern mit sich fort winkend, entschwanden die Glücklichen und ließen die Freunde voll schweigender Theilnahme zurück.

Anna aber, am Arme Walther's hängend, schritt langsam mit ihrem Freunde in den Wald hinein, und ohne daß sie es sich gesagt, wählten sie den schattigen Weg, der nach der Römerschanze führte. Beide schwiegen anfangs, denn es mochte wohl schwer sein, die Fülle der Wonne zu eröffnen, von der ihre Herzen überschwollen. Endlich zog Anna den Arm Walther's näher an sich und schaute ihm liebevoll lächelnd in's Angesicht.

„Walther,“ sagte sie — „Du schweigst“ —

„Auch Du schweigst, Anna! Das kommt daher, weil wir uns so viel zu sagen haben, daß wir nicht wissen, wo wir beginnen sollen. Ach, Jahre werden vergehen, ehe ich Dir

Alles mitgetheilt, was ich für Dich in meinem Innern gesammelt habe."

„So geht es auch mir, mein theurer Freund! Aber da, stecke mir die Handschuhe ein und nimm meine Hände, wie Du sie sonst gefaßt hast — o welche Wonne, Walther, wieder so ganz bei einander zu sein!"

„Es war uns ja immer das höchste Glück, Anna, uns innig zu erfassen, zu" —

„Nun was? So thue es doch" —

Er schüttelte leise den Kopf. „Du hast zu kostbare Kleider an," sagte er zögernd — „ich wage nicht, Dich zu umschlingen" —

Aber schon lag sie an seinem Halse und achtete der kostbaren Kleider nicht, die sie zerknitterte.

„Da, Walther, da hast Du mich — halte mich fest so — ich halte Dich auch fest — jetzt soll uns kein Mensch mehr aus einander reißen" —

„Das dachte ich mir früher auch, Anna" —

„Da gab es noch eine Scheidewand zwischen uns" —

„Giebt es jetzt keine mehr, wirklich nicht, Anna" —

„Nein, mein Freund, keine — ich sage es Dir und Du magst mir glauben."

So erreichten sie in liebevollem Geplauder die Schanze, und Anna stand an den geliebten Mann gelehnt, fest an seine Brust gepreßt, wieder auf der alten bekannten Stelle und begrüßte die Bäume, das Wasser und die dahinter rosig hervortauchende Landschaft. Da überkam Beide ein hochherrliches Gefühl, das sie lange nicht genossen hatten. Schweigend gingen sie wieder wie damals, von ihren Armen umschlungen, dicht neben einander auf und nieder und nur ihre trunkenen Blicke flüsterten sich die innere Wonne zu, die sie ganz und vollkommen erfüllte. Endlich sagte Anna zuerst wieder:

„Walther, mein Freund, hier sieht uns Niemand, als wieder Gott allein, der so oft Zeuge unseres Glückes und unserer Seligkeit gewesen. Hier — hänge ich also meinen Hut an den Baum und lasse meine dunklen Locken fliegen, wie damals, als ich noch ein junges Mädchen war. Ich trage sie nicht mehr so wie früher, wie Du siehst, aber heute, wo ich wieder jung und bei Dir bin, sollst Du die Empfindung haben, als wäre noch Alles so wie sonst, und Du mußt wieder mit meinen Haaren spielen können wie damals, weißt Du es noch?"

Rasch hatte sie gethan, wie sie sagte, und der leichte Hut, mit dessen seidenen Bändern der Morgenwind spielte, hing schon an dem schwankenden Zweige und bewegte sich hin und her, als sei er unwillig darüber, den schönen Ort, auf dem er eben so zierlich geruht, so bald wieder verlassen zu müssen. Lang herunter dann ließ sie die schweren, glänzenden Locken fallen, die ihre Wangen und Schultern dicht umringelten. Ach, und er küßte diese Haare, diese Wangen, diese Schultern und hatte das unbeschreibliche Gefühl, als wäre wirklich die ganze Zeit, wo er sie nicht geküßt, ein Traum gewesen, und er wäre eben erst mit Anna erwacht zum ersten und ungestörten Vollgenusse ihres gegenseitigen Lebensglückes.

„So," sagte sie, „nun komm — wie damals wollen wir auf dem Walle umhergehen, als Du mir Deine Neigung enthülltest — weißt Du auch das noch?"

„Ich weiß es und bin zur Wiederholung desselben bereit —"

„O, ich nehme es dankbar an, wie zu jener Zeit — da, nimm meine beiden Hände und mache es noch einmal so. So, mein Freund, das war schön und ist noch viel schöner. Heute aber will ich sprechen und Dir meine kurzen Schicksale erzählen."

Und ihre Arme um einander schlingend und langsam auf und nieder schreitend, bereiteten sich Beide vor, sie — zu erzählen, und er — zu hören, was ihm noch bis jetzt verborgen war.

„Du warst auf der Reise, mein Freund," begann Anna ihre Erzählung, „und nur von Zeit zu Zeit langten die traulichen Boten Deiner Liebe in unserer Einsamkeit an; wie wohl sie mir thaten, welchen Muth und welche Hoffnung ich aus ihnen schöpfte, brauche ich Dir heute wohl nicht mehr auseinander zu setzen. Die Verhältnisse im Pfarrhause sind Dir bekannt, auch habe ich Dir geschrieben, daß sich die Pfarrerin damals in so fern geändert oder wenigstens ein anderes Benehmen angenommen hatte, als sie häufiger mit uns Mädchen und selbst ihrem Manne Umgang pflog und auf diese Weise, freilich zu spät, ein traulicherer Ton im Verkehr und Gespräch unter uns zu herrschen anfing. Ob das eine natürliche Umwandelung oder ob es nur eine künstliche Berechnung ihrerseits war, wie Du es auffaßtest, wurde mir damals nicht sogleich klar, obgleich ich niemals ganz von dem Ersteren überzeugt war; jetzt aber weiß ich gewiß, daß sie eine Verrätherin an uns Allen war, denn der schurkische Brief, den sie an Dich nach Warschau schrieb, hat sie mir gänzlich und für immer entlarvt. So vergingen beinahe anderthalb Jahre, ohne daß etwas Bemerkenswerthes bei uns geschah. Der Pfarrer setzte sein gewohntes Leben mit uns fort und die Pfarrerin entwickelte immer mehr Aufmerksamkeit gegen uns, namentlich aber gegen mich. Nur einen Schmerz empfand ich außer Deiner Abwesenheit damals — Deine Briefe kamen immer seltener und seltener —"

„Wie?" rief Walther. „Ich habe ja immer an ganz bestimmten Tagen, unserer Verabredung gemäß, an Dich geschrieben;"

„Höre nur weiter, mein Freund — und in mir stieg der seltsame Verdacht auf, daß sie auf irgend eine von mir nicht

zu enträthselnde Weise von der Pfarrerin unterschlagen würden. Ich deutete dem Pfarrer leise, um dem guten Manne nicht wehe zu thun, diesen meinen Verdacht an, er sprach auch mit seiner Frau darüber, aber endlich beruhigte er mich selbst, indem er sich auf ein heiliges Versprechen derselben berief, daß sie an den ausbleibenden Briefen schuldlos sei. — Doch nun trat ein wichtiger und bedeutungsschwerer Zeitpunkt für uns Alle ein. Du warst damals in Warschau, es kam Dein erster Brief, den ich von dort aus empfing, ach! und Dein letzter überhaupt —"

„Nur einen Brief hast Du aus Warschau von mir empfangen? Und ich habe wenigstens viermal von dort aus geschrieben!"

„Das stimmt vollkommen mit meiner Vermuthung überein. Also Du warst in Warschau. Ich befand mich in Unruhe, daß Du so selten schriebst, aber der Vater und Marianne trösteten mich, indem sie alle möglichen Gründe erschöpften, die ausbleibenden Briefe oder das Hinderniß, welches Dich vom Schreiben abhielt, zu erklären. Die Pfarrerin vorzüglich schob die Schuld davon auf das Verhältniß, in welchem Du zu dem Grafen standest. Du würdest nicht hinreichend Dein eigener Herr sein, die Zeit würde von Deinen Pflichten in Anspruch genommen, und was sonst noch für wohlklingende Gründe sie erfinderisch anzuführen wußte. Die Abscheuliche! Und doch wußte sie bestimmt, wie oft und fleißig Du mir schriebst, denn ich weiß es nun gewiß, daß sie mir Deine lieben Briefe entwendet hat."

„Da brach plötzlich jene schreckliche Krankheit in unserm Dorfe aus, von der auch in dem Schreiben der Pfarrerin an Dich wahrheitsgemäß die Rede ist. Ach! das war eine traurige Zeit für uns und alle Familien der Umgegend. Haus bei Haus kehrte allmälig der Plagegeist ein und tödtete Groß und Klein. Der arme Pfarrer litt am meisten dabei.

Er fing schon an gebrechlich zu werden und war ja, wie Du weißt, immer schwächlich gewesen; nun sollte er Tag und Nacht an die gefährlichen Krankenbetten gehen und Sterbenden und Ueberlebenden Trost und Beistand sprechen. Wir fürchteten alle für ihn und das leider nicht umsonst."

„Aber warum zoget Ihr Frauen denn nicht aus dem verpesteten Dorfe fort?"

„Tausendmal bat uns darum der Pfarrer, aber wir konnten uns nicht entschließen, ihn inmitten der Gefahr und der allgemeinen Trostlosigkeit allein zu lassen, obgleich die Pfarrerin sehr dazu geneigt schien. Da sie aber erkannte, daß wir Mädchen den Vater nicht verlassen wollten, schämte sie sich allein zu gehen, und so blieb sie — leider! zu unserem Verderben!"

„Plötzlich erkrankte der Vater. Marianne und ich wichen nicht von seinem Lager, wir wechselten uns stündlich in seiner Pflege ab, und auch die Pfarrerin war häufiger als sonst in seiner Nähe. Sie und ich trugen die damaligen Mühen und Sorgen am leichtesten, denn wir waren an Körper die stärksten und an Geist die muthigsten. Marianne aber erlag sehr bald ihrer kindlichen Sorgfalt. In wenigen Tagen ergriff auch sie die böse Krankheit, und der Arzt erklärte sie und den Vater in gleicher Gefahr. Nun erst erfaßte mich eine namenlose Angst. Sollte ich diesen theuren Mann und die geliebte Schwester und Freundin zugleich verlieren und dann mit der Pfarrerin allein in der Welt zurückbleiben? O, mein Freund, das war ein schrecklicher Gedanke, und ich wage nicht, Dir meine damalige Lage vollkommen zu enthüllen. Genug, ich war der Verzweiflung nahe und wurde ihr ganz zur Beute, als der Pfarrer und Marianne, Beide in einer Nacht, fast in derselben Stunde, ihren Geist aufgaben. Schreiend, meiner Besinnung nicht mehr mächtig, warf ich mich über den Sarg Mariannens und beschwor sie, mich

mitzunehmen; sie aber hatte kein Erbarmen mit mir, sie ließ mich zurück."

„Wie," sagte Walther, „Du lagst wirklich, vielleicht mit aufgelösten Haaren, über dem Sarg der Schwester?"

„Ja, mein Freund, so that ich in meinem unbeschreiblichen Schmerz."

„Dann hat der alte Küster doch nicht im Wahnsinn zu mir gesprochen," erwiderte Walther sinnend, „dann hat ihm das richtige Bild vor Augen geschwebt. O, warum habe ich nicht mehr auf seine Worte geachtet!"

„Das ist vorbei, Walther, Du änderst es nicht; aber höre mich weiter an. Kaum waren der Pfarrer und Marianne zu ihrer Ruhestätte im Kirchhofe getragen, da fühlte auch ich mich von der bösen Krankheit ergriffen. Doch ging Alles damals so schnell und übereilt vor sich, daß ich mich nur in geringem Grade auf jedes Einzelne besinnen kann. Ich weiß nur noch, daß ich in einer Nacht, an heftigen inneren Schmerzen leidend, in meinem Bette lag, als eine große Unruhe im Hause entstand. Es war in Folge eines einschlagenden Blitzes das Feuer ausgebrochen, wovon Du ebenfalls aus dem Briefe der Pfarrerin erfahren. Wie schnell auch das geschah, in welcher Gefahr ich schwebte, lebendig zu verbrennen, wußte ich glücklicherweise nicht. Plötzlich schlug ein Mann mit einer Axt die Thür meines Zimmers ein und sprang, geschwärzt vom Qualme und von einem glühenden Rauchwirbel gefolgt, an mein Bett. Trotz meines Schreckens, meiner unverständigen Bitten, mich liegen zu lassen, ergriff er mich mit derber Faust und trug mich durch züngelnde Flammen und über stürzende Balken hinweg, aus dem Hause."

„Der Edle! Schade, daß er durch eine so schmachvolle Lüge nachher die schöne That befleckte! Nicht wahr, es war der Müller, der Dich gerettet?"

„Er war es — und die Pfarrerin schien ihm sehr dank-

bar für seine Aufopferung zu sein, denn sie hatte lange Zwiegespräche mit ihm, die leider, wie ich aus Deiner Schrift ersehen, abermals Lug und Trug im Gefolge hatten, denn er wußte sehr wohl, daß ich, die schwarze Anne, das gerettete Mädchen, die weiße aber die gestorbene war. — Von meinem damaligen Befinden in der Nacht nach dem Brande habe ich nur noch eine schwache Erinnerung bewahrt, denn, wie gesagt, ich war sehr krank. Der heftige Eindruck aber, den meine Nerven durch die neue Gefahr erhielten, mußte ein günstiger für meine Krankheit gewesen sein; denn als ich mich ruhig und gesichert in dem Bette des Küsters befand, wohin mich der Müller getragen, fühlte ich mich außerordentlich erleichtert, und in der That genas ich sehr schnell, so daß ich schon an einem der nächsten Tage in einen Wagen gesetzt werden und mit der Pfarrerin eine kurze Reise antreten konnte. Aber ach! obgleich ich bald ganz genas, befand ich mich doch in einem trostlosen Gemüthszustande. Der Verlust Mariannens und des theuren Vaters hatte mir eine unheilbare Wunde beigebracht. Wunderbar gütig, trostreich und beinahe mütterlich betrug sich damals die Pfarrerin gegen mich. Und das hatte wohl seine guten Gründe, denn ich war ja diejenige, von deren Vermögen sie sich erhielt; hätte sie auch mich verloren, so wäre sie von fast allen Hülfsmitteln entblößt gewesen, denn die Gelder, die von meinen Verwandten für meine Erziehung und Unterhaltung vor wie nach gezahlt wurden, flossen pünktlich und reichlich in ihre Kasse, wovon ich in meiner Jugend nie eine rechte Vorstellung gehabt habe und erst später die ganze Wahrheit erfuhr.

Von Berlin aus, wohin sie wirklich mit mir gegangen, setzte sie sich mit allen möglichen verwandten und bekannten Menschen in Verbindung; allen theilte sie unsere Schicksale mit und von fast allen Seiten flossen reichliche Beisteuern herbei. Eines Tages aber erhielt sie zwei Briefe, einen aus

Wien und einen aus Warschau. Ersteren schrieb ihr eine entfernte Verwandte und bot ihr ein Asyl bei sich an; letzterer kam von meinen Verwandten, die mich, da ich erwachsen war und meine Erziehung ihnen also keine Sorge mehr verursachte, ernstlich in ihre eigenen Hände zurückverlangten.

Sie beschloß beides, eins nach dem andern, auszuführen. Ach, und so mußte ich unsere Heimat verlassen, ohne auch nur noch einen einzigen Brief von Dir erhalten zu haben. Ich weinte, ich klagte, ich bat die Pfarrerin fußfällig, dafür zu sorgen, daß mir die Nachrichten von Dir unverkürzt zukämen, und sie, sie tröstete mich mit so warmer Theilnahme, mit so aufrichtig klingenden Worten und einer so herzlichen Zuversicht, daß sich Alles zu meinem Besten wenden würde, daß ich ihr vollkommen glaubte und beinahe dadurch wieder aufgerichtet wurde.

So gingen wir nach Wien und wurden von den Verwandten der Pfarrerin gastfrei genug aufgenommen. Aber diese Aufnahme entsprach den glänzenden Erwartungen des hochmüthigen Weibes durchaus nicht; ihre Verwandten waren nicht reich, ja nicht einmal wohlhabend, wir mußten uns beschränken in Wohnung, Kost und Vergnügen, und das ertrug ihr eitles Herz nicht lange. Daher beschloß sie nach Warschau zu reisen und meine reicheren Angehörigen aufzusuchen. Zuvor aber erfüllte sie mir den Wunsch, den ich so oft und so innig ungehört vor ihr ausgesprochen hatte, und ging mit mir nach dem Bankierhause, durch dessen Vermittelung unsere Briefe bisher besorgt wurden. Ich werde den Unglückstag nie vergessen, an welchem dies geschah. Ich war voller Hoffnung wie nie, und mein Herz hüpfte vor Freuden, denn ich bildete mir ein, der gütige Mann werde im Stande sein, mir Auskunft über Dich zu geben und vielleicht überdieß noch Deine liegen gebliebenen Briefe einhändigen.

Ach ja, er gab mir Auskunft über Dich, aber was für

welche! Er händigte mir auch Briefe ein, aber es waren meine eigenen, die er an Dich nicht mehr hatte absenden können.

Wir traten bei ihm ein und nannten unsere Namen. Der anwesende Geschäftsführer, ein ältlicher Mann, nahm uns wohlwollend genug auf. Kaum aber hatten wir Deinen Namen genannt, so wurde er betreten, zuckte mit den Achseln und sah uns mitleidsvoll an. „Also Sie wissen es noch nicht?" fragte er. „Darum, darum auch senden Sie mir noch immer Ihre Briefe an ihn! O! Sie haben mir aber nicht Ihren letzten Aufenthaltsort genannt, meine Damen, sonst hätte ich Ihnen diese Schreiben längst zurückgeschickt."

„Und warum denn das?" fragte ich aufgeregt und voll geheimer Furcht, etwas Schreckliches zu hören.

Der alte Mann sah mich erbleichend an und trat an sein Pult. Hier nahm er meine Briefe heraus, die ich zuletzt an Dich geschrieben, und endlich mit zögernder Hand ein Zeitungsblatt aus Warschau, worin jene fürchterliche Anzeige stand, die Du ja selbst kennst. Nachdem er sie uns, die wir starr und unbeweglich vor ihm standen, vorgelesen, sagte er: „Also er ist todt, jener Walther Lund, meine Damen, ich bedaure es, aber ich kann es leider nicht ändern."

„Das ist nicht wahr, mein Herr!" rief ich mit herzhaft unterdrückten Thränen aus. „Walther Lund ist niemals ein Dieb gewesen und kann keiner sein, und eben so wenig ein Mörder. Das ist Lug und Trug — das ist eine Abscheulichkeit — ich kenne ihn besser!"

Woher mir der Muth kam, so zu sprechen, weiß ich nicht, aber von jenem Augenblicke an, wo ich diese niederträchtige Anzeige las, gab mir Gott die Kraft und die Einsicht, die Wahrheit derselben nimmermehr, und eben so wenig an Deinen Tod zu glauben. Vielmehr stieg in mir ein schrecklicher Verdacht auf, daß die Pfarrerin, um uns auf ewig zu

trennen, die Veranlassung zu diesem Betruge gegeben habe, und daß ich gegen sie wie gegen eine Schlange auf meiner Huth sein müsse. Freilich täuschte ich mich darin, aber ein instinktartiges Gefühl in meiner Brust lehnte sich gegen diese Frau immer ernstlicher auf und von dieser Zeit an glaubte ich ihr nichts mehr, was sie auch sagte und so sehr sie sich bemühte, mir in Vertrauen und Neigung täglich näher zu treten. Ich bat mir von dem Bankier das verhängnißvolle Blatt aus und trieb die Pfarrerin nun selbst zu der Reise nach Warschau an, um mich mit meinen eigenen Sinnen von der Unwahrheit jener Nachricht zu überzeugen.

Mit welchen Gefühlen ich die Reise nach Warschau zurücklegte, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen. Innerlich gebrochen und doch einen Muth empfindend, dessen Ursprung ich nicht anzugeben vermag, langte ich in der polnischen Hauptstadt an. Ach, wie theuer war mir die sonst so gleichgültige Stadt geworden! Dein letzter Brief war von hier aus an mich gerichtet, ich wähnte also wenigstens noch einen Schatten von Dir daselbst zu finden.

Wir suchten sogleich meine Verwandten auf und wurden mit ausgezeichneter Herzlichkeit aufgenommen. Sie waren reiche, unabhängige Leute und von ihnen erfuhr ich sogleich, daß Aussicht für mich vorhanden sei, durch die Gnade des Kaisers zu einem bedeutenden Theil meines confiscirten Vermögens wieder zu gelangen. Das war mir sehr gleichgültig, so lange ich Dich für mich verloren glaubte, aber sehr wichtig, sobald ich die Ueberzeugung gewann, daß Du noch lebtest. Denn keine Gewalt auf der Welt hätte mich in letzterem Falle abgehalten, Dir, auch ganz allein, nachzureisen, wo Du auch sein mochtest, und Dir mein ganzes Vermögen augenblicklich zu Füßen zu legen."

Walther drückte das edle Geschöpf fester an seine Brust und ließ ihre Hand nicht mehr von seinen Lippen.

„Von diesem Augenblick an behandelte mich Katharina von Bilbeck, wie sich die Pfarrerin wieder nannte, mit einer ungemeinen Achtung und Zärtlichkeit, ich war in ihren Augen eine wichtigere Person geworden, als ich ihr je gewesen war. Ihr hochmüthiges Wesen und eiteles Gebahren aber gefiel meinen Verwandten sehr wenig und es dauerte nicht lange, so gab man ihr zu verstehen, daß man die Sorge für meine künftige Existenz ihren Schultern abzunehmen und auf die eigenen zu legen gesonnen sei. Weniger durch diese Mittheilung berührt, als ich anzunehmen geneigt war, fügte sie sich sehr bald in den Willen meiner Angehörigen, und mit einer bedeutenden Summe, die man ihr in Gnaden für ihre lange Mühwaltung übergab, verließ sie unser Haus, um es nie wieder zu betreten. Sie richtete sich selbst in Warschau auf einem vornehmeren Fuße ein, als ihre Verhältnisse es gestatteten. So war ich denn von dieser entsetzlichen Frau getrennt und nie, mein Freund, habe ich sie wiedergesehen."

„Und hast Du auch nichts über ihr ferneres Schicksal erfahren, meine theure Anna?"

„Doch, mein Freund. Aber es ist nichts Erfreuliches, über das Unglück bekannter Menschen zu sprechen, so sehr sie dasselbe auch verdient haben mögen. Katharina von Bilbeck sollte sehr bald den Lohn erndten, den sie sich durch nur zu reichliche Saat des Unheils selbst bereitet hatte. Sie war immer noch hübsch in ihrer Art und dabei äußerst gefallsüchtig, auch verstand sie es, was manchen Menschen angeboren zu sein scheint, sich bei vornehmeren Leuten, als sie selbst war, durch Schmeicheleien und geringe knechtische Dienste beliebt und unentbehrlich zu machen. Das thun, meiner Erfahrung nach, alle jene Leute, denen keine eigene Würde angeboren ist und die zu schwach sind, auf ihren eigenen Füßen zu stehen, sich daher aus Eigennutz auf die Schultern Gewaltigerer stützen. So gelang es ihr sehr bald, einen alten,

sehr reichen Russen in ihr Netz zu ziehen und den einfältigen Mann so sehr zu umgarnen, daß er ihr seine Hand antrug, die sie auch begierig annahm. In wenigen Wochen aber schon sah der gutmüthige Russe zu seinem Bedauern ein, welches Glück er sich errungen, und da sie ihm trotzig entgegentrat und auf ähnliche Weise mit ihm verfahren zu können glaubte, wie sie mit dem guten Pfarrer verfahren, so ergriff der Russe ein ernsteres Mittel, ihr ihren Standpunkt ihm gegenüber klar zu machen. Das Verhältniß war also sehr bald ein trauriges geworden; Katharina lebte fast ganz für sich und schloß ihren Mann, dessen Güter sie rücksichtslos verschwendete, von ihrem Umgange aus. Das dauerte indessen nur kurze Zeit, denn der Bär war in dem alten Russen ingrimmig erwacht. Eines Tages, als sie ihn auf ihre gewöhnliche Art beleidigt, erlag er einem Anfalle nationaler Selbständigkeit; er ließ sie von zwei Leibeigenen ergreifen und auf jene barbarische Weise behandeln, wie sie in der Tradition jenes Volkes liegt."

„Das heißt, sie bekam die Knute, nicht wahr?"

„Ja, mein Freund, dies traurige Schicksal war ihr vorbehalten und wurde ihr sogar öfter zu Theil. Damit aber noch nicht zufriedengestellt, trennte sich der reiche Russe von ihr und ließ ihr nur so viel von seinem Besitze zurück, um ein höchst dürftiges Leben führen zu können. Ich selbst, als ich dieses erfuhr, habe ihr später eine kleine Unterstützung bewilligt, die sie vielleicht nicht an mir verdient hat. Das ist Alles, was ich von ihr weiß, und niemals seitdem habe ich wieder ein Wort von ihr erfahren."

„Gott ist gerecht!" sagte Walther und erhob den Blick zu dem reinen Himmel. „Gutes und Böses belohnt und bestraft er, je nach Verdienst. Laß uns schnell hierüber hinweg eilen, Anna, Du hast Recht, es ist nicht erfreulich, bei

dem traurigen Schicksale Bekannter zu verweilen. Fahre fort in Deiner Erzählung."

„Ich komme jetzt, mein Freund, auf einen wichtigen Punkt meines Lebens zurück. Meine Verwandten waren ein Oheim und eine Tante, die kinderlos in der Welt standen und mich mit uneigennütziger Liebe zu umfassen schienen, was auch von Seiten des Oheims wenigstens gewiß der Fall war. Dennoch hatten sie kein rechtes Herz für die Nichte, die sie erst in späterem Lebensalter kennen gelernt hatten. Denn als ich ihnen in kindlichem Vertrauen mein Verhältniß mit Dir erzählte, schwiegen sie, und von dieser Stunde an entstand eine Kluft zwischen ihnen und mir, die von Tage zu Tage wuchs und niemals ganz ausgefüllt werden sollte."

„Warum das, meine Liebe?"

„Sie waren stolze, auf ihr Herkommen eingebildete Aristokraten, also herzlos, und hatten keinen Begriff von dem Edelmuth, der Bildung, überhaupt den Tugenden eines Mannes, wie Du sie besitzest. Und ich wundere mich nicht, daß es Leute giebt, wie sie waren. Aufgewachsen und erzogen in dem nichtigen Dünkel, ein integrirender Theil der Beherrscher der Erde zu sein, haben sie keine Kenntniß und Erfahrung von Dem, was das menschliche Leben Köstliches und Erhabenes bietet. Sie sehen nur immer sich und was über ihnen liegt, den Kaiser, die Fürsten, den mächtigen Adel — was neben oder gar unter ihnen liegt, kennen sie nicht, also es existirt auch für sie nicht. Sie sind mithin eigentlich Unwissende, denen man ihr trauriges Erbtheil verzeihen muß. Doch nichts mehr darüber, es ist schon ohnehin genug. — Endlich hatte ich meine Tante durch Bitten so weit gebracht, mit mir nach jenem Kloster zu gehen, wo Du ein so frühes Ende gefunden haben solltest. Ach, mit welchen Gefühlen betrat ich jenes dunkle Haus, welches Deine Gebeine beherbergen sollte! Laß mich schnell darüber hinwegeilen, es frißt

noch jetzt an meinem Herzen, wenn ich daran zurück denke. Der alte Geistliche, den Deine Geschichte so rührend hervorhebt, lebte nicht mehr, er war wenige Monate vor meiner Ankunft gestorben. Deine Pflegerin Martha und der Arzt, die Dir so hülfreich zur Seite gestanden, waren nach ihrer Heimat abgereis't, ohne daß man genau sagen konnte, wo sie sich aufhielten. Die Priorin, an die wir uns wandten, beantwortete unsere Frage kurz und einfach dahin: daß sie sich allerdings erinnere, von einem gewissen Walther Lund im Kloster gehört zu haben, daß sie aber der Meinung wäre, er sei an seiner Wunde gestorben. Ach, mein Freund, Dein Geheimniß war nur zu gut bewahrt. Sie schlug die Bücher des Klosters nach und da las ich mit eigenen Augen: „Walther Lund, ein Deutscher aus der Mark Brandenburg, gestorben den 2. Oktober 1839."

„Das ist nicht wahr," rief ich aus, „das kann nicht sein! So schnell stirbt mein Walther nicht, er kann mir nicht sterben!" Meine Tante und die Priorin blickten mich verwundert an, denn aus mir sprach ein so drohender Geist, daß er sie erbeben machte, dessen Ursprung ich aber selbst nicht kannte; ich fühlte nur, daß ich so sprechen mußte, und darum sprach ich so."

„Hier steht es aber doch geschrieben, mein Fräulein," sagte die barmherzige Schwester — „die Bücher können doch nicht lügen und ich lüge auch nicht."

„Wo ist seine Hinterlassenschaft?" fragte ich ernst, denn ich hatte gehört, daß dies Kloster stets der Erbe der darin Gestorbenen sei, „wo sind seine Papiere, seine Kleider und was er sonst besessen hat?"

„Ach, mein Kind, wie soll ich das wissen?" erwiderte die Nonne. „Es ist beinahe schon ein Jahr her, daß er gestorben ist, und hier wechseln die Menschen und Begebenheiten so oft, wie die Jahreszeiten wechseln."

„Aber sein Grab können Sie mir doch ohne Zweifel zeigen?“

„Auch das nicht, mein Fräulein, denn die in diesem Kloster Sterbenden werden ohne Bezeichnung neben einander eingescharrt, wie das Verhängniß sie wegrafft.“

„Das ist ja schrecklich! Erinnern Sie sich sonst an nichts Besonderes in diesem Falle?“

„An gar nichts, meine junge Dame, ich weiß sogar sehr wenig davon, ich war damals krank und deshalb waren die beiden fremden Schwestern verschrieben. Wenn Ihnen aber so viel daran liegt, so werde ich mich danach erkundigen.“

„Das war Alles, was ich im Kloster der barmherzigen Schwestern über Dich erfuhr, mein armer Walther! In einer sonderbaren Gemüthsstimmung fuhr ich mit meiner Tante nach Hause. Nach Dem, was ich erfahren, hätte ich verzweifeln und Dich für immer verloren betrachten müssen, aber keins von beiden that ich. Eine Kraft und eine Fassung waren über mich gekommen, deren Ursprung ich vergebens zu enträthseln versuchte. Er ist nicht todt, er kann nicht todt sein, sagte mir immer wieder eine innere Stimme, und ich glaubte ihr so gern. Um diese Zeit, in der Alles um mich herum trübe und düster erschien, wurde mir unerwartet ein neues Glück zu Theil. Herr von Stahr, ein deutscher Edelmann, aber arm und mit meiner Tante, die ebenfalls eine Deutsche war, weitläufig verwandt, zog in unser Haus ein. Er war in verschiedenen Stellungen lange in der Welt umhergeirrt, hatte manche Täuschungen erfahren und schließlich den Frieden nicht finden können, den er gesucht. Dieser alte, treue und edle Mann wurde in kurzer Zeit mein Freund, ihm theilte ich meine Lebensgeschichte mit und er fühlte sich durch mein Vertrauen hoch geehrt. Die nächste Folge davon war für mich eine sehr wohlthätige, ich besaß wieder ein Herz, dem ich mein ganzes Innere und namentlich meine Lei-

den ohne Hehl eröffnen konnte. Von meinen Trostgründen, die ich ihm mit der Beredtsamkeit glühender Liebe vortrug, wunderbar überzeugt, glaubte er gleich mir an eine Täuschung in Bezug auf Walther's Tod; er redete mir trostreich zu und versprach überdieß, sich, so viel in seinen Kräften stand, nach der wahren Sachlage zu erkundigen. Auch that er es heimlich und wiederholt, und meine Verwandten erfuhren von Allem, was uns unaufhörlich und ganz im Stillen beschäftigte, kein Wort mehr. Mehrere Male begab er sich nach dem Kloster und stellte die genausten Nachforschungen an; ich selbst ging eines Tages allein und heimlich dahin, um noch einmal mit der Oberin zu sprechen. „Mein Kind," sagte diese, durch so viel Anhänglichkeit an einen vermeintlich Gestorbenen gerührt, „Etwas ist allerdings in dem vorliegenden Falle, was mir ein Bedenken einflößt und mich nicht ganz klar darin sehen läßt. In dem Verzeichnisse der hinterlassenen Papiere des Verstorbenen ist nichts eingetragen, was auf eine Hinterlassenschaft desselben hinweis't, die Rubrik steht leer, und nicht die geringste Spur von Dem, was ihm gehört haben könnte, ist im Kloster aufzufinden. Das ist allerdings eine auffallende Erscheinung."

„Sehen Sie wohl," rief ich mit erneuerter Hoffnung aus, „er ist hier nicht gestorben, ach! daß man nicht weiß, wo der Arzt, der ihn behandelt, und die Schwester, die ihn gepflegt, zu finden sind!"

„Der Schwester Martha Aufenthalt, meine junge Dame, könnte ich vielleicht erfahren, wenn Ihnen so viel daran liegt —"

„O, Sie erweisen mir einen außerordentlichen Dienst damit — ich werde Ihnen einen alten Herrn senden, dem mögen Sie Alles anvertrauen, was Sie entdecken."

„Ich kenne ihn wohl, er hat sich schon eifrig genug nach Ihrem Verstorbenen erkundigt." —

In einigen Tagen hatte Herr von Stahr in Erfahrung gebracht, in welches Kloster sich Martha begeben, und sogleich schrieb er dahin. Er bekam aber die Antwort, daß die barmherzige Schwester Breslau verlassen habe und nach dem Rhein ausgewandert sei, wo man ihren jetzigen Aufenthaltsort nicht kenne. Ueber den Arzt konnten wir gar keine Nachricht erhalten, und so war uns auch diese Quelle versiegt, die uns anfangs so lauter und reichlich erschienen.

Da erkrankte mein alter Oheim und die Aerzte verlangten, daß er nach Baden=Baden sich begebe. Augenblicklich waren wir zur Reise gerüstet und in wenigen Wochen langten wir in dem reizenden Kurorte an. Herr von Stahr begleitete uns dahin und so hatte ich wenigstens den Trost dieses wackeren Mannes zur Seite.

Hier in Baden begann für mich ein ganz neues, aber wahrlich nicht angenehmeres Leben. Meine Tante trat mit der großen Welt in Verkehr und, ehe wir es uns träumen ließen, befanden wir uns in einem wahren Strudel mir bisher unbekannter Vergnügungen. Keine von allen aber berührte mich tiefer, als auf der äußersten Oberfläche meines Wesens; ich blieb ernst, kalt, zurückhaltend, was ganz außerordentlich gegen Neigung und Wunsch meiner Tante verstieß, denn sie hatte sich in den Kopf gesetzt, mit einer Nichte, wie ich war, vor aller Welt zu glänzen. So geschah es denn, daß ich auf eine ganz unerwartete Weise von jungen Männern umlagert und in Anspruch genommen wurde. Trotz meiner Bitten, mich vom Umgange mit diesem lebenslustigen Kreise entfernt halten zu dürfen, drang meine Tante, die eine Lebedame wie je eine, und daher von hohlem Herzen und kaltem Verstande war, um so eifriger in mich, demselben meinen Beifall zu schenken. Der Widerstreit unserer Ansichten und Empfindungen erzeugte sehr bald unangenehme Auftritte, die ein kühleres Verhältniß zwischen uns herbeiführten,

und Herr von Stahr setzte sich selbst sehr vielen Unbequemlichkeiten aus, indem er den Vermittler zu spielen sich bemühte. Aber ich widerstand allen Versuchungen hartnäckig, eben so hartnäckig jedoch beharrte meine Tante auf den ihrem Geiste eingewurzelten Ansichten. Da geschah es eines Tages, daß ich vor den Stuhl meines kranken Oheims gefordert wurde, um die Mittheilung entgegenzunehmen, daß ein junger Mann, ein Graf oder Baron, so und so geheißen, um meine Hand werbe.

„Das mag er thun," sagte ich kalt, „aber er wird sie nicht erhalten."

„Du wirst verständig sein, Anna," sagte mein Oheim.

„Das bin ich, Oheim, und eben darum weise ich ihn ab."

„Du kennst ihn ja aber noch gar nicht —"

„Darum weise ich ihn um so eifriger ab — denn ich kenne Jemanden, den ich liebe; er hat mein Wort und meine Treue — ihm nur allein kann und werde ich angehören."

„Dem Todten? Armes Kind! Du dauerst mich, das wirst Du nie, auch wenn er lebte —"

„Nicht?" rief ich. „Wollt Ihr mich daran hindern? Versucht es und erfahret, wie Euch das bekommt; ich gehöre nicht zu den Mädchen, die sich von ihren Verwandten zu einer Ehe zwingen lassen, die ihrem Herzen zuwider ist."

Meine nachdrückliche Weigerung fand für den Augenblick Eingang, man ließ mich gewähren und begnügte sich, mich thöricht zu schelten. Es dauerte fast ein halbes Jahr, ehe man wieder vor meinen Ohren von meiner Verheirathung sprach. Wir blieben den ganzen Winter im Bade, den nächsten Sommer ebenfalls und nochmals den Winter. Unterdessen war ich mündig geworden und man konnte mir die Mittheilung nicht vorenthalten, daß ich die Erbin eines ziemlich beträchtlichen Vermögens sei. Ich freute mich nur insofern darüber, als ich daraus erkannte, daß ich, wenn ich

Dich wieder fand, woran ich noch immer nicht zweifelte, doch wüßte, was ich mit meinem Vermögen anzufangen hätte. Dagegen wurde mir in dieser Zeit ein für den Augenblick ungleich größeres Glück zu Theil, und nun, mein lieber Walther, bin ich an meinen letzten und wichtigsten Lebensabschnitt gelangt. Ich lernte nämlich im zweiten Jahre meines Aufenthalts zu Baden eine schöne Dame meines Alters kennen, deren Aeußeres, noch bevor ich ihr näher getreten, mich schon angenehm berührt hatte. Als ich sie eines Tages von ferne mir entgegenkommen sah und Jemanden fragte, wer sie wäre, erfaßte mich zuerst ein großer, mein Herz fast niederbeugender Schreck. „Es ist die Gräfin Helene von Marchfeld!" sagte man mir. „Marchfeld!" rief ich laut aus und fühlte alle meine Pulse stürmisch auf und nieder jagen. „Hat sie einen Bruder?" — „Ja, in dessen Begleitung verweilt sie hier, denn er ist krank, sehr krank, obgleich er auf dem Punkte steht, ein großer Herr zu werden, denn er ist der einzige Erbe der erledigten Reichsgrafschaft Dingelstein."

Das Letztere kümmerte mich sehr wenig, seine schöne Schwester zog mich aber desto mehr an. Ich näherte mich ihr mit aller ersinnlichen Zuvorkommenheit und bald hatte ich sie mir gewonnen. Sie wurde meine einzige vertraute Freundin, wie Herr von Stahr mein einziger zuverlässiger Freund schon lange war. Du kannst Dir wohl denken, Walther, daß eine meiner ersten Fragen an sie die war: ob ihr Bruder nicht in Gesellschaft eines Herrn Walther Lund auf Reisen gewesen sei? Sie bejahte es, obwohl mit innerem Widerstreben, wie ich deutlich bemerkte."

„Dann muß ich Ihren Bruder kennen lernen, Helene," rief ich entschlossen aus.

Sie lächelte matt und sagte weder Ja, noch Nein. Bald jedoch hörte ich, daß ihr Bruder so leidend sei, daß er nicht einmal das Zimmer verlassen könne und wie ein Kind von

Ort zu Ort getragen werden müsse. Ich wurde allmälig dreister und entdeckte Helenen mein ganzes Geheimniß. Das brachte uns unvermerkt einander viel näher und sie enthüllte mir, daß gerade dieser Walther Lund ihrem Bruder wie ein Stein auf dem Gewissen liege und daß er über dessen räthselhaftes Schicksal trostlos sei, obgleich er in Warschau in Unfrieden von ihm geschieden wäre. So erfuhr ich nach und nach Alles, was ich wissen wollte, wenigstens Alles, was mir Helene mittheilen konnte und mir damals sehr viel erschien, obgleich ich die eigentliche und vollständige Aufklärung erst vor Kurzem aus Deiner Schrift erhalten habe.

Nur Eins muß ich hier vor allen Dingen erwähnen. Mit Bruno von Marchfeld war seit der Zeit, wo Du ihn verlassen, eine große Veränderung vorgegangen. Sein langes Krankenlager, die fürchterlichen Schmerzen, die er in Folge der Verwundung eines edlen Organs erlitt, und endlich der ihm oft nahe tretende Tod hatten sein Inneres aus dem geistigen Schlummer geweckt, in den es so lange fast ohne Bewußtsein versunken war. Klar und unverhüllt lagen vor ihm alle seine Irrthümer und Thorheiten; er wußte, welch' ein wahnsinniger Verschwender mit Leib und Seele er nach allen Richtungen gewesen war und was er demnach zu bereuen hatte. Dieses Alles theilte mir seine Schwester offenherzig mit. „Wenn er den unglückseligen Vorfall mit Walther Lund zurükkaufen könnte," sagte Helene eines Tages zu mir, „so würde er freudig das ganze Vermögen hingeben, was ihm durch die zu erwartende Erbschaft zufallen wird."

Dieser Ausspruch gewann mich für den unglücklichen Mann. Nach längerer Zeit vernahm ich, daß sein Zustand sich allmälig bessere, daß er bald wieder ausgehen und mit ruhigen Menschen in Verkehr treten dürfe. Ich bat Helenen inständigst, mich zu ihm zu führen. Dies wurde in's Werk gesetzt, als ob es zufällig geschehe und fand in Helenens

Zimmer statt. Anfangs machte ich keinen günstigen Eindruck auf ihn, denn er war lange über die Zeiten hinweg, wo er die Frauen liebte und verfolgte. Sein greisenartiges Aussehen bei seiner Jugend aber und seine große Körperschwäche flößte mir Mitleid ein. Ich sagte ihm das offen und er fing an, mich gern sprechen zu hören. Wiederholt bat er seine Schwester, ihm zu gestatten, mich wieder zu sehen. Dieser Wunsch wurde ihm bei Helenen insofern erfüllt, als er in unserer Nähe auf seinem Stuhle sitzen und eine Tasse Thee mit uns trinken durfte. Endlich faßte ich mir ein Herz und bat um eine ernste Unterredung mit ihm. Er war erstaunt, dennoch aber willigte er sogleich ein. Aber wie erschrak er, als ich auf den Gegenstand kam, der mein ganzes Herz erfüllte. Lange schwieg er, nachdem ich ihm meinen Kummer mitgetheilt, und ich merkte dabei sehr wohl, daß ein unaussprechliches, inneres Schmerzgefühl seine Seele folterte. Endlich, da ich mit unablässigen Bitten in ihn drang, erzählte er mir die Wahrheit, die ganze Wahrheit, so weit er sie erzählen konnte und selbst wußte. Er habe immer mit Dir in Frieden gelebt, sagte er, denn Du seiest ein vortrefflicher Mensch gewesen, hättest Dich stets in ihn zu finden und ihn auf bessere Wege zu leiten gewußt; eines Tages aber in Warschau habe er Geld von Dir verlangt und Du habest es ihm verweigert. Es hätte ein Wortwechsel stattgefunden, wodurch er sich gedemüthigt gefühlt. Er wäre nicht ganz seiner Sinne mächtig gewesen, weil er viel Wein getrunken, und so sei es zur Ergreifung daliegender Waffen gekommen. „Der arme Walther hatte einen Hieb über den Kopf erhalten," sagte er, „aber auch ich wurde für ewig gezeichnet. Sehen Sie meine Brust, wie schwer sie athmet, die hat seinen eisernen Arm gefühlt, und zum Theil die Folge dieses Leidens wird mich in die Grube bringen. Daß Walther Lund gestorben, ist mir versichert und ich kann es nicht an=

ders glauben, so wenig ich es auch wünsche. Wäre er lebendig und hier bei uns, ich wollte ihm sogleich meine Hand reichen und um seine Freundschaft bitten, die ich jetzt höher zu schätzen wüßte, als damals, wo ich ihm eben so viel Unrecht, wie er mir Recht gethan. Das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann, mein Fräulein — verlangen Sie mehr?"

„Also Sie haben keinen Groll mehr auf ihn?" fragte ich nochmals.

„Nicht einen Funken — im Gegentheil, ich achte ihn, wie ich ihn früher nie geachtet habe, denn ich verdanke ihm alle Einsicht, die ich jetzt besitze."

Das war unsere erste Unterredung; ich dankte ihm für seine Aufrichtigkeit und ging einigermaßen getröstet von dannen. Getröstet, sage ich, denn was ich von ihm gehört, bestärkte meinen Glauben, daß Du lebtest, noch mehr, obgleich ich, wie gesagt, nicht wußte, warum.

Späterhin mußte er mir hundertmal alle Reisen, Gespräche, Erlebnisse mit Dir erzählen, so genau er sich deren erinnerte, und stets ließ er Dir in allen Dingen Gerechtigkeit widerfahren, indem er mit Achtung, ja mit Ehrerbietung von Deinem Geist, Deinem Charakter und Deinem edlen Herzen sprach.

Um diese Zeit wurden die Werbungen um meine Hand von verschiedenen Seiten mit einem Eifer und einer Wärme fortgesetzt, die mich mit Sorge und Kümmerniß mancherlei Art erfüllten. Namentlich war es meine Tante, die mich mit Bitten, Beschwörungen und endlich mit Vorwürfen in einer Weise verfolgte, daß ich noch heute ein Grauen empfinde, wenn ich daran zurückdenke. Keinen Tag, keine Stunde am Tage hatte ich vor ihren Auseinandersetzungen Ruhe, und alle meine Mittel, mich ihren Aufforderungen zu widersetzen, waren erschöpft, wenn ich mich nicht mit Gewalt ihrem Einfluß

entziehen und also unserem verwandtschaftlichen Verhältniß ein Ziel setzen wollte.

„Willst Du Dich nie verheirathen?" fragte sie mich eines Tages, als ich ihr ernstlich und nachdrücklich widerstrebt hatte.

„O ja, wenn der rechte Mann kommt, bin ich gern dazu bereit."

„Denkst Du noch immer an Deinen verstorbenen Geliebten?"

„Ich denke Tag und Nacht an ihn und nichts auf der Welt wird mich von diesen Gedanken losreißen."

„Du Thörin — Du trotzest so lange, bis Dir ein Unglück widerfährt."

„Welches Unglück soll mir widerfahren?"

„Du wirst endlich einen Mann nehmen müssen, um nur überhaupt einen zu bekommen, der Diejenigen, die Du von der Hand gewiesen hast, rächen wird. Ich kenne die Welt — das ist schon manchem eigensinnigen Mädchen widerfahren. Wer den Lohn nicht will, muß endlich mit der Strafe zufrieden sein."

Dieser und vieler ähnlicher noch viel heftigerer Bestürmungen war ich endlich überdrüssig geworden; ich dachte ernstlich daran, mich der Bevormundung meiner Tante zu entziehen, und würde ich jedes Mittel für gerechtfertigt gehalten haben, wenn ich meines guten Oheims wegen nicht bedenklich gewesen wäre. Dieser arme Mann aber hatte weder Gewalt über, noch Einfluß auf seine Frau, litt aber unter ihrem Drucke sehr und war daher glücklich, wenn er mit ihr in kein Aergerniß gerieth; ich dagegen war sein Trost, sein Augapfel, aber helfen konnte weder er mir, noch ich ihm.

Da sollte mir Hülfe von einer Seite kommen, woher ich sie am wenigsten vermuthet. Helene war es, die sie mir brachte oder wenigstens vor der Hand von ferne zeigte. Ihr

hatte ich alle meine Bekümmernisse auch dieser Art mitgetheilt und sie hatte oft hin und her überlegt, wie mir zu helfen sei, bis sie eines Tages zu mir kam und sagte: „Anna, ich habe ein Mittel, Dich von Deinen jetzigen Leiden zu befreien."

„Ist es ausführbar, bewahrt es mir meine Freiheit?"

Helene schien zu überlegen. Endlich sagte sie, „ich glaube, es wird möglich sein."

„So laß Dein Mittel hören; wenn es mir gefällt, nehme ich es ohne Zaudern an."

„Gut. Heirathe meinen Bruder — dann wirst Du frei."

„Helene! Ich soll Deinen Bruder heirathen — der meinen Geliebten vielleicht erschlagen hat?"

„Du wolltest ja frei sein —"

„Thörin! Werde ich frei und bleibe ich meinem Walther getreu, wenn ich einen anderen Mann heirathe?"

„Ja! Denn höre, Anna, die Sache liegt hier etwas anders als gewöhnlich, ich muß Dir Alles enthüllen. Ich habe mit meinem Bruder von Deinen Hoffnungen in Bezug auf Walther und von Deinen Sorgen in Bezug auf die Tante gesprochen. Erstere zwar theilt er nicht, von letzteren aber will er Dich aufrichtig befreien. Und er kann es in der That. Sieh, er befindet sich in einer eigenthümlichen Lage. Er erbt die Herrschaft Dingelstein, aber nur unter der Bedingung, daß er verheirathet sei. Nie darf der Erbe dieser reichen Güter ein eheloser Mann sein, das ist durch den Urahn des Hauses in Folge eines Vermächtnisses bestimmt, wahrscheinlich aus der Besorgniß hervorgegangen, seine Familie könnte einst aussterben. Dennoch ist sie schon oft dem Verlöschen nahe gewesen, wie auch dann wieder, wenn mein Bruder sein Leben beschließt. Nun merke auf. Mein Bruder ist also gezwungen, der Form wegen sich zu vermählen, wenn er Reichsgraf werden will. Nun weißt Du aber sehr wohl,

daß meines Bruders Gesundheitszustand keine lange Lebensdauer verspricht und daß er keine Neigung hat, ein anderes lebensfrohes Wesen mit seinem dunkelen Schicksale durch unzerreißbare Bande zu verknüpfen. Er liebt kein Weib, er will keins besitzen, er will nur seinen Familiengesetzen genügen, damit ihm sein Recht widerfahre. Ueberlege Dir das und sage mir Deine Meinung."

Ich that, was sie verlangte und fand die Sache sehr einfach und klar. Ich fragte sie also, welche Gewalt dem Weibe der Wahl ihres Bruders zu Gebote stehen würde, ihn von seinem Unrecht zu überzeugen, falls es ihm einfallen sollte, die Rechte eines Gatten in Anspruch zu nehmen?

„Darüber, meine liebe Anna," antwortete sie, „haben wir Beide nachgedacht und, wie ich glaube, den richtigen Ausweg gefunden. Ihr legt Eure Uebereinkunft hinsichtlich Eures Verhältnisses gerichtlich nieder; Du willigst ein, unter den vorher ausgesprochenen Bedingungen, seine Gattin zu heißen, nicht aber es zu sein, — mit einem Wort, Gräfin von Dingelstein zu werden."

„Ist das aber kein Betrug, Helene?"

„Gegen wen denn? Können nicht Eheleute vor ihrer Vereinigung einen Vergleich schließen, wie sie wollen; die Folge davon trifft ja nur sie allein — wen geht ihr Glück oder Unglück etwas an?"

„Wohl!" sagte ich nach kurzem Besinnen. „Wenn nun aber mein Geliebter noch lebt — wenn er wieder auf den Schauplatz der Welt tritt — wie dann?"

„Auch daran haben wir gedacht, meine theure Freundin, und gerade daraus wirst Du erkennen, wie aufrichtig Bruno es mit Deinem Glücke meint und wie liebevoll er an seinen früheren Begleiter denkt. Er ist zwar vollständig überzeugt, daß die amtliche Bestätigung seines Todes unverfälscht, derselbe also todt ist; für den Fall aber, daß Du auf sein Leben

und sein Wiedererscheinen ernstlich hoffst, will er sich noch eine, für einen anderen Mann schreckliche, für ihn weniger bedeutungsvolle Bedingung von Dir auferlegen lassen."

„Und die wäre?"

„Sich augenblicklich von Dir zu trennen, sobald Walther Lund vor sein Angesicht tritt." —

„Ha!" rief Walther und sah Anna erstaunt in die vor Wonne blitzenden Augen. —

„Das, mein Freund, war die Vorverhandlung, die ich mit Helenen über meinen wichtigsten Lebensschritt abhielt. Wir zogen Herrn von Stahr zu Rathe und dieser erkundigte sich nach allen vorliegenden Verhältnissen, sprach mit verschiedenen Gerichtspersonen darüber und erhielt von allen Seiten die Bestätigung, daß ein solcher Vergleich zwischen zwei Leuten verschiedenen Geschlechts von keinem Gesetze umgestoßen werden könne.

Das entschied alle meine Bedenklichkeiten. Um aber ganz sicher zu gehen, erließen wir einen Aufruf nach Walther Lund in allen möglichen Zeitungen —"

„Wann, in welchem Jahre geschah das?"

„Vor drei Jahren ungefähr —"

„Ach, da las ich keine Zeitungen mehr, sie waren mir zum Ekel geworden, denn ich kenne kein lügenhafteres, den Lauf natürlicher Dinge entstellenderes Ding auf der Welt, als eine Zeitung — und in meine Einsamkeit drang niemals eine Nachricht davon."

„Höre mich weiter an. Unsere Aufforderungen blieben unbeantwortet, wie Du am besten wissen wirst. Bruno trat persönlich mit mir in geheime Unterhandlung, wobei nur Herr von Stahr und Helene Zeugen waren, und er legte gerichtlich sein Versprechen in meine Hand, nur mein Gatte zu heißen, nicht es zu sein, und mich wieder frei zu geben, sobald Walther Lund am Leben sein und mich zurückfordern

würde. Sage selbst, konnte ich diesen Vergleich nicht annehmen? Schadete er mir — oder Dir? Blieb ich auf diese Weise nicht am sichersten Dir erhalten und ersparte ich mir dadurch nicht alle Sorge und allen Kummer, die einem Mädchen, welches allein in der Welt steht und allen Angriffen schutzlos preisgegeben ist, vorbehalten sind?"

„Du konntest ihn annehmen, ja, Du hast Recht gethan. Wie aber nun — wie kamst Du auf die richtige Spur nach mir?"

„O, so weit sind wir noch nicht — höre mich ruhig an. Ich trat also eines Tages vor meine Tante und sagte: „Verehrteste Frau, ich werde jetzt Ihrem Rathe folgen und mich verheirathen." — Sie war wie aus den Wolken gefallen und hielt diese Worte anfangs für Scherz. „Wen wirst Du heirathen?" fragte sie. — „Einen Grafen, liebe Tante." — „So wünsche ich Dir alles Glück dazu. Wie heißt der Glückliche, dem Du zu Theil werden wirst?" — „Er wird sich Dir heute noch vorstellen, bis dahin bleibt sein Name ein Geheimniß." —

Gegen Mittag dieses Tages kam Bruno von Marchfeld vor das Haus meines Oheims gefahren; zwei Diener halfen ihm aus dem Wagen und die Treppe herauf steigen. Er hustete sehr heftig, als er vor meinen Oheim und meine Tante trat und konnte sich kaum in der geraden Haltung eines Freiers zeigen. „Herr Graf und Frau Gräfin," sagte er zu meinen Verwandten, „ich komme, um mich der Ehre theilhaftig zu machen, ein Mitglied Ihrer hochgeehrten Familie zu werden — ich werbe um die Hand Ihrer Nichte, der Gräfin Anna Valeska."

Mein Oheim hatte die Sprache und meine Tante sogar das Bewußtsein verloren, ersterer blickte den Grafen, letztere in stummen Staunen den Himmel an. Endlich fand mein Oheim zuerst Fassung und Sprache wieder und entgegnete:

„Herr Graf — Ihre Abstammung ist rein und edel, also das giebt keinen Hinderungsgrund ab. Aber, meine Nichte ist selbständig, ich darf über ihr Schicksal nicht einseitig verfügen — sie mag ihre Wahl selbst treffen" —

„So fragen Sie sie, Herr Graf" —

Mein Oheim richtete einige fragende Worte an mich, aus denen ich deutlich heraushörte, daß es ganz gewiß gegen meine Neigung sein würde, einen vollkommenen Invaliden zu heirathen; kaum aber hatte er ausgesprochen, so erklärte ich mich bereit, die Hand des Grafen anzunehmen. Darauf machte dieser seine Verbeugung und entfernte sich, so schnell er konnte.

Kaum befand er sich außerhalb unseres Hauses, so glaubte ich, Alles hätte sich bei uns auf den Kopf gestellt. Mein Oheim bat mich um Gotteswillen, nicht den Grafen Marchfeld zu heirathen; meine Tante war sogar der Verzweiflung nahe. Vorher hatte sie mich immer zu einer Verbindung getrieben, jetzt that sie das Gegentheil und wußte tausend Gründe, mich davor zu warnen. Ich aber lachte und erklärte die Sache für abgethan. Man fand mein Benehmen unbegreiflich, ich aber fand es sehr natürlich. In vier Wochen wurde die seltsame Verbindung geschlossen und ich hieß Gräfin von Dingelstein, denn kaum hatte Bruno den Beweis geliefert, er sei vermählt, so trat er in den Besitz seiner jetzigen Herrschaft.

Ach, mein theurer Walther, von diesem Zeitpunkt an begann ein ungleich glücklicheres Leben für mich, als bisher. Wir bezogen das Schloß Dingelstein; Helene und Herr von Stahr folgten mir dahin und blieben meine treusten, meine einzigen Freunde."

„Und Bruno?"

„Ja, er hielt Wort. Niemals belästigte er mich; er lebte für sich, ich für mich — ich war Gast in seinem und er in meinem Hause, wenn wir uns einmal begegneten. Ich hatte

alle Freiheit, zu thun und zu lassen, was ich wollte, ich konnte reisen, bleiben, Gesellschaften halten, kurz, ich war vollkommen selbständig und fühlte nie, daß ich dem Willen eines Menschen unterworfen sei. Du siehst also, daß Bruno als ein Ehrenmann gegen mich gehandelt" —

„Ich sehe es; auch habe ich ihn nie für schlecht gehalten. Seine Jugend war leichtsinnig, fehlerhaft, von Leidenschaften und blinder Willkür gefesselt — an seinem Herzen, so bald es zum Durchbruch kam, habe ich nie gezweifelt."

„Indeß reis'te ich sehr selten von meinem mit der Zeit lieb gewonnenen Schlosse fort und lud auch sehr Wenige in meine kleine Residenz ein; im Gegentheil liebte ich, wie Du, das Einsiedlerleben und brachte meine Zeit mit angenehmen Studien und im Umgange mit meinen beiden Freunden zu. Am meisten aber lebte ich mir selber und meiner süßen — süßen Vergangenheit. Jetzt aber, mein Freund, komme ich endlich auf Dich zu sprechen. Es war vor drei Jahren, als Helenen von einer Freundin ein Buch zugesandt wurde, welches diese als sehr lesenswerth bezeichnete. Der Verfasser hatte sich nicht genannt. Es waren Deine Reisebilder. Ich fing das Buch an zu lesen und war gleich vom ersten Augenblick an auf das Höchste betroffen. Denn mir war zu Muthe, als hörte ich Dich sprechen, wie Du immer zu mir gesprochen hattest; es offenbarten sich darin nicht allein Deine Lebensanschauungen, Deine Gedanken, sondern auch Deine ursprünglichen Worte und eigenthümlichen Benennungen verschiedener Gegenstände klangen mir wie alte Bekannte entgegen. Stahr mußte sogleich an Deinen Verleger schreiben und nach dem Namen des Verfassers forschen. Aber auch hier wurdest Du gut bedient, denn er erhielt eine streng abweisende Antwort, daneben aber alle erbetenen Bücher, die seitdem von demselben Verfasser im Buchhandel erschienen waren. Da war denn eine unglaublich rege Lesewuth in unser einsames Schloß

eingekehrt. Tag und Nacht saß ich bei meinen Büchern, drei, vier Mal hinter einander las ich jedes einzelne durch. Das zweite aber, welches ich vornahm, machte mich an Dir wieder irre. Ich erkannte Dich nicht mehr darin, oder meine Phantasie vielmehr hatte sich übermäßig erhitzt und mein Verstand die klare Beurtheilung verloren. Ich ließ eine Zeit vergehen, ehe ich die Bücher wieder zur Hand nahm. Unterdessen erschien eins nach dem andern und ich las sie nicht, sondern ich verschlang sie alle. Bisweilen trat mir der Verfasser wieder näher, bisweilen wurde er mir fremder; ich begegnete Dir auf ganz anderen Bahnen, als Du mit mir zusammen durchwandelt warst; ich zweifelte, ich hoffte, endlich aber schalt ich mich thöricht, so schnell Hoffnungen Raum gegeben zu haben, die doch wahrscheinlich nie verwirklicht werden sollten, denn mit der allmälig fortschreitenden Zeit fing auch ich wie alle Uebrigen an zu glauben, daß Du Deiner damaligen Verwundung erlegen seiest. Ach! Da zuerst erfaßte mich der unsäglichste Schmerz. Vergebens waren die Tröstungen meiner Freunde, die, nur um mich zu beruhigen, jetzt selbst zu glauben vorgaben, was sie mir zu glauben stets ausgeredet hatten. Nur so gelang es ihnen, meine umflorten Blicke wieder auf die Bahn des Lebens zurückzulenken, die ich schon in Gedanken verlassen hatte. Eine lange Zeit hindurch zog ich mich ganz in mein Zimmer zurück, lebte mir allein selbst und Niemand durfte mehr von Dir zu mir reden.

Da, vor ungefähr einem Jahre, begann ich Deine Schriften von Neuem zu lesen und Dein letztes Werk gelangte in meine Hände. Alle meine verlorenen Hoffnungen lebten plötzlich wieder glänzend in mir auf. „Das hat Walther geschrieben," sagte ich mir, „das kann kein Anderer geschrieben haben — in allen seinen Büchern liegt der unendliche Schmerz, ein Wesen verloren zu haben, welches er niemals wieder zu finden hofft, und wenn er in diesen Büchern das Verlorene

einen Andern dennoch wiederfinden läßt, so drückt er damit blos den geheimsten Wunsch seiner eigenen Seele aus." — Es war damals Winter. Ich berief eines Abends meine Freunde zu mir und besprach mich mit ihnen; auch Bruno wurde unsere Unterredung vorgelegt. Er schüttelte den Kopf, wie er ihn immer geschüttelt hatte, wandte aber nichts dagegen ein, Schritte zu unternehmen, die Dich wiederzufinden zur Aufgabe hatten. Herr von Stahr reis'te nach Leipzig. Seine Unterredung mit dem Verleger war folgenlos. Der Mann that vollkommen seine Pflicht, wie Du ihn geheißen. Wir gelangten in den Monat Mai. Er war blüthenreicher und schöner, als je ein Mai in früheren Jahren, die ich erlebte hatte. Mich erfaßte mit einem Male eine glühende Sehnsucht nach den Orten meiner Kindheit; ich erzählte meinen Freunden so viel davon, daß sie endlich zuredeten, eine Reise dahin zu unternehmen. Auch Bruno war bereit, sich uns anzuschließen. Unsere Vorbereitungen dazu dauerten jedoch bis in den Monat Juni. Endlich reis'ten wir ab. O, ich brauche Dir meine Empfindungen nicht zu schildern, als ich die Gegenden wiedersah, wo wir so glücklich gewesen waren, Du wirst sie ohne meine Beschreibung nachempfinden können. Am 24. Juni stand ich an der Meierei des Neuen-Gartens und schaute sehnsüchtig nach dem jenseitigen Ufer hinüber. Da sah ich jene Frau Wolter in einem Kahne die Richtung hierher einschlagen, ohne zu ahnen, in welcher genauen Verbindung sie mit Dir stand. Ach, wenn ich gewußt hätte, daß sie zu Dir ging! — Das heraufsteigende Gewitter hielt mich an jenem Tage von dem Besuche der Römerschanze ab. Am nächsten Tage aber fuhr ich mit Helenen hinüber. Was damals erfolgte, weißt Du bereits, ich kann mich also darüber kurz fassen. Meine Hoffnungen, daß Du lebtest, wurden merkwürdiger Weise dadurch erweckt und belebt, daß ich jenen Kirchhof besuchte und daselbst den mit meinem Namen

bezeichneten Todtenstein fand. Aber ich gerieth dadurch nur in neues Irrsal. „Wer kann diesen Stein gesetzt haben?“ fragte ich mich. „Walther? Nein! Woher könnte er glauben, daß ich todt bin?“ — Da gab mir der Pfarrer die Auskunft, die Du kennst, und augenblicklich schlugen wir den Weg nach Deinem Hause ein. Ein Herr Brand war mir nicht bekannt, und warum solltest Du auch einen fremden Namen angenommen haben, wenn Du dieser Brand warst? Er befand sich auch nicht zu Hause, dieser Herr Brand, nach dem ich mich so genau wie möglich erkundigte und dennoch nichts erfuhr, was mich auf die richtige Spur geleitet hätte. Es blieb mir also nichts übrig als den Weg weiter zu verfolgen, den ich bereits einige Tage vorher durch Herrn von Stahr hatte einschlagen lassen und der mir den möglichst besten Erfolg versprach, nämlich an den unbekannten Verfasser jener Bücher selbst durch seinen Verleger zu schreiben. Was nun geschah, ist Dir bekannt, nur muß ich hinzufügen, daß ich, als Deine erste Antwort auf Herrn von Stahr's Brief anlangte, fast mit Bestimmtheit der Ansicht war, Moritz Brand sei Niemand anders als Walther Lund, denn aus jenem Briefe ging nicht allein hervor, daß Du der Verfasser der von uns gelesenen Bücher seiest, sondern auch, daß dieser Verfasser an jenem, uns Beiden so unvergeßlichen See wohne. Deine Handschrift gab mir dabei den geringsten Aufschluß, denn sie wich so bedeutend von Deiner früheren ab, daß sie mich sogar beinahe wieder in Zweifel versetzte.

Da wurde der zweite unter uns beschlossen, den Herr von Stahr nur abschrieb, während ich die eigentliche Verfasserin desselben war.“

„Ach, hätte ich davon eine Ahnung gehabt!“

„Du kannst Dir unmöglich die Spannung und Aufregung vorstellen, in der wir lebten, als dieser zweite Brief abgesandt war. Alle meine Hoffnungen lebten plötzlich in gan=

zer Macht wieder auf, beinahe sah ich meinen Triumph voraus und selbst Helene war entzückt, daß wir unserem Zwecke augenscheinlich so nahe gekommen waren. Nur Bruno blickte unstät und schüttelte immer noch ungläubig den Kopf. Daß Du aber kommen würdest, bezweifelte kein Mensch."

„Wenn ich nun aber nicht gekommen wäre?"

„Dann wären wir selber zum zweiten Male zu Dir gekommen, denn Moritz Brand mußte ich wenigstens mit eigenen Augen sehen, da ich ja nun wußte, daß er der Schriftsteller war, dessen Bücher mich in die neue hoffnungsvolle Lage gebracht. Und das waren auch die stärkeren Mittel, die wir in unserem Besitze, Dich uns zu nähern, hatten, von denen Herr von Stahr mit Dir gesprochen, wie Du Dich erinnern wirst. Doch höre weiter. Wir zählten die Stunden, die Minuten, die verfließen möchten, bis Du unser Schloß erreichtest; ich hatte keine Ruhe, keine Rast mehr, mein Herz flog Dir meilenweit auf den Schwingen des Windes entgegen. Ich bedauerte, Dich nicht eifriger, nicht dringender zur schnellsten Reise unmittelbar nach Dingelstein aufgefordert zu haben. Täglich begab ich mich mit Helenen auf den Weg, von woher wir Deine Ankunft erwarteten, während Herr von Stahr Dir auf einem anderen entgegenreiten mußte. Da brach der unvergeßliche Tag herein, an welchem mir vom gütigen Vater im Himmel das Glück verliehen ward, Dich wiederzusehen. Ich ging mit Helenen im Wildparke wie gewöhnlich spazieren, als wir Deinen kleinen Wagen von Weitem heranrasseln hörten. Athemlos stand ich still und lauschte dem langsam sich nähernden entgegen. Helene wollte mich beschwichtigen und einen andern Besuch vermuthen. Aber mein Herz schlug so heftig, daß ich ahnte, ja daß ich wußte, was mir bevorstand. Da kam der Wagen näher und ein einziger Blick reichte hin, Dich schon aus der Ferne zu erkennen, trotzdem Du Dich nicht unbedeutend verändert hattest.

Ach, meine Arme sehnten sich Dir entgegen, aber — ich wußte ja nicht, ob Du das frühere Gefühl noch für mich in Deinem Busen hegtest" —

„Wie? Daran zweifeltest Du?"

„Nein, ich zweifelte nicht gerade, aber ich wollte mich bestimmt davon überzeugen. Rasch entfernten wir uns, damit Du mich nicht vorzeitig erkennen möchtest. Wir sandten Diener und Wagen nach der Stadt und ließen Dich holen. Unterdessen war Herr von Stahr zurückgekehrt und wir hielten schnell mit ihm eine kurze Berathung, in der alle unsere früher gefaßten Entwürfe ihre Bestätigung fanden. Ein Gefangener mußtest Du sein, damit Du nicht, nach Deiner Gewohnheit im Schlosse oder Parke umherschweifend, mich oder Bruno auf irgend eine Weise entdecktest und unerwartet unsere Pläne durchkreuztest. Sowohl Herr von Stahr wie Helene berichteten mir, daß Deine Haft Dir unerträglich scheine, aber ich konnte sie Dir nicht erlassen. Durch einen Zufall, wie ihn oft das Gespräch herbeiführt, kam die Unterhaltung zwischen Dir und Helenen, die Du für die Gräfin Dingelstein hieltest, auf Deine Lebensbeschreibung. Meine Freundin war geschickt genug, sie Dir zu entreißen. Ach, mein Freund, jene Blätter zu lesen, war für mich das höchste Glück auf Erden, welches mir nächst der Vereinigung mit Dir noch erblühen konnte. Tag und Nacht saß ich und studirte ihren für mich so köstlichen Inhalt, und das Wichtigste daraus theilte ich Helenen und Bruno mit, die davon fast eben so sehr, wie von Deinem Wiedererscheinen betroffen waren. Dennoch freute sich der Graf aufrichtig; jetzt konnte er Dir ja seine lange Reue und glänzende Dankbarkeit durch die That beweisen. Wir hielten im Ahnensaale eine Zusammenkunft und beschlossen einstimmig die letzte Handlung, um uns Dir zu erkennen zu geben; zugleich gelobte Bruno nochmals in Gegenwart seiner Schwester, des Herrn von Stahr und des

Barons von Malte, sein mir gegebenes Versprechen zu halten, mich an Dich abzutreten und auf diese Weise unser Beider Glück für immer zu begründen. So wurdest Du in den Ahnensaal geführt, um Dich zuerst mit dem unangenehmeren Theil unserer Enthüllungen bekannt zu machen. Es glückte Alles, wie wir es vorausgesehen hatten. Dein Gespräch mit Bruno belauschte ich, wie ich jedes andere vorher mit Helenen belauscht. Hinter jenem Vorhange an der Thür verborgen und von Dir unbemerkt, hörte ich Alles, was Du mit meiner Freundin sprachest. Du hättest mich dabei sehen und die Fluth meiner Gefühle wahrnehmen sollen! Ich mußte eine ungeheure Gewalt anwenden, um nicht hervor und Dir in die Arme zu stürzen, denn Du warst ganz, vor wie nach, mein edler, treuer Walther, ich erkannte aus jedem Deiner Worte Deine unveränderte Liebe zu mir. O wie unaussprechlich glücklich machte mich diese Erfahrung!

Nun wurde Alles auf Deine Zusammenkunft mit mir vorbereitet. Nur allmälig solltest Du an mein Leben erinnert werden, wovon Du keine Ahnung hattest, denn Helene hatte Dich absichtlich nach Mariannen gefragt, um Dich von der Wahrheit nur noch weiter abzuleiten und Dich um so unerwarteter zu überraschen. In jener Nacht, nachdem Du mit Bruno gesprochen und Dich mit ihm ausgesöhnt, und nachdem wir erkundet, daß Du im tiefen Schlafe lagst, begaben wir uns aus meinem Zimmer, welches unmittelbar an das Deine stieß, in Dein Wohngemach. Ein bereit gehaltenes Licht erleuchtete matt Dein Schlafzimmer, da wir sehr bald wahrnahmen, daß Du das absichtlich von uns vorbereitete Nachtlicht ausgelöscht hattest. Athemlos horchten wir Beide — Du schliefest. Ich stellte mich in die Thür, die wir leise geöffnet; ähnlich gekleidet, wie Du mich zuletzt gesehen, um Deiner Erinnerung dadurch näher gerückt zu werden, rief ich Dich mit meiner Dir gewiß noch bekannten

Stimme. Es schien uns sehr lange zu dauern, bevor Du erwachtest. Endlich sah ich Dein Auge fragend, halb im Traume, halb im Wachen, auf mich gerichtet. Du breitetest die Arme nach mir aus — o wie gern hätte ich Dich an mein Herz gedrückt! Aber ehe Du etwas Weiteres unternahmst und vollends erwachtest, beeilten wir uns, zu entschlüpfen. Das Ende des Ganzen ist Dir bekannt. O welcher Schreck durchschauerte mich, als der Diener am nächsten Morgen mit Deinem Briefe in unser Zimmer trat. Ich war wie vernichtet. Doch Helene faßte sich augenblicklich und beschloß die Reise hierher, weshalb sie sich zu ihrem Bruder begab und denselben mit den Vorfällen der letzten Nacht und mit unserm neusten Entschlusse bekannt machte. Er wollte zürnen, daß wir Dich so lange hingehalten, aber dennoch stimmte er uns bei, denn er sehnte sich, ebenfalls mit Dir zum Abschlusse zu kommen."

„Erlaube, Anna, wie hättest Du die Entwicklung herbeigeführt, wenn ich im Schlosse geblieben wäre?"

„Ganz einfach, mein Freund, und bei Weitem nicht so romantisch, wie sie hier durch Zufall sich gestaltet hat. Wenn Du am nächsten Morgen in Dein Zimmer getreten wärest, hättest Du mich darin Deiner harrend vorgefunden."

„O, ich Thor — ich schrecklicher Thor! Ich fühlte wohl, sobald ich nach Hause gekommen, daß ich etwas Unverantwortliches begangen; ich war mir zum ersten Male in Betreff der hinter mir liegenden Handlungen unklar und habe namenlos in den letzten Tagen gelitten — doch Du bist noch nicht zu Ende."

„Aber beinahe. Sobald der Entschluß zur Reise gefaßt war, begab ich mich in Dein Zimmer. Ich fiel über Dein Lager her und küßte es unter heißen Freudenthränen. Ich berührte mit einer nie empfundenen Wollust alle Dinge, die in Deine Nähe gekommen waren. Da sah ich Deinen

Koffer vor mir stehen. Ich besaß einen ähnlichen. Von diesem ließ ich den Schlüssel holen. Er paßte zu dem Deinigen. Ich schloß den Koffer auf und erkannte aus seinem durch einander geworfenen Inhalte, wie eilig Du Dich auf die Flucht begeben. Ich selbst ordnete ihn nun und legte eine Rose hinein, die Du auch gefunden hast, denn ich habe sie wohl an Deinem Fenster bemerkt. Dann bereiteten wir uns selbst zur Reise vor. Schon am Abend desselben Tages fuhren wir ab. Früh Morgens traf ich in . . . mit dem Pfarrer aus Glindow zusammen. Das weißt Du aber und — da bin ich — da bin ich, Geliebter, um mich nie wieder in diesem Leben von Dir zu trennen!"

Und sie öffnete weit die Arme und drückte ihn, in einen lauten Thränenstrom ausbrechend, an ihr von Wonne überfließendes Herz.

„Nur eine Frage noch habe ich auf den Lippen, Anna," sagte Walther, als dieser süße Auftritt vorüber war. „Wenn nun der Mann, an welchen Ihr geschrieben hattet, dieser Moritz Brand, nicht Walther Lund gewesen wäre, was hättet Ihr dann angefangen?"

„Mein Freund! Er war es. Ist das nicht ein genügender Beweis, daß mein Herz das Richtige im Voraus geahnt und gefühlt hatte? Es konnte, es durfte kein Anderer sein und, Gott sei Dank! es war auch kein Anderer. Wenn es aber ein Anderer gewesen wäre, wie Du so fein und listig fragst, so sei überzeugt, wir hätten ihn, als er kam, artig begrüßt, höflich bewirthet und an dem reinen Geist und dem edlen Herzen eines so einzigen und hochbegabten Mannes unsere Freude gehabt, minder zwar, als ich sie jetzt empfinde, da ich Dich wiederholt an mein Herz drücke, aber nicht weniger, als seine edlen Eigenschaften, die in seinen Werken offen zu Tage liegen, uns vorgeschrieben hätten. Bist Du

nun mit meiner Erzählung zufrieden? Hast Du noch einen Zweifel, ein Bedenken — so sprich es aus."

„Nichts von dem Allen, Anna, gar nichts. Ich bin glücklich, selig wie ein Unsterblicher, der das ewige Leben erschaut — o Anna!" Und er sank zu ihren Füßen und umklammerte ihre Kniee, wie damals, als er sich unter der alten Eiche von ihr auf so lange Zeit getrennt hatte.

Als Beide wieder ruhig genug geworden waren, um ihre Gefühle beherrschen zu können, nahm Anna ihren Hut vom Baume und setzte ihn auf die leicht geordneten Locken. „Jetzt komm, mein Freund," sagte sie, „laß uns nach Deiner Wohnung eilen."

„Warum denn schon so früh? Ach, wir sind ja kaum eine Minute allein gewesen!"

„Sind Dir die Minuten mit einem Male so lang geworden, mein Freund? Wisse, es muß bald Mittag sein und wir haben einen weiten Weg vor uns."

„Ihr wollt doch nicht schon zur Pfarre zurückkehren?"

„Nein, Walther, heute Abend, ja, aber nicht früher. Wir müssen nach der Stadt" —

„Nach der Stadt? Warum denn das?"

„Weil Bruno uns erwartet."

„Bruno? Ist denn der mitgekommen?" rief Walther, auf's Neue erstaunt, aus.

„Gewiß ist er mitgekommen. Er wohnt in einem Gasthofe, denn er will — das ist sein fester Entschluß — seine Angelegenheit mit Dir noch heute zu Ende gebracht sehen."

„Muß das schon heute sein? Ach, wir sind ja so glücklich!"

„Je eher das beendet ist, um so vollkommener werden wir glücklich sein — meinst Du nicht auch?"

„Ja — ich meine wie Du — Du Herrliche, Unvergleichliche!"

Und sie schritten Arm in Arm den schattigen Weg zurück, den sie gekommen waren. Bald war Anna zur Reise nach der Stadt gerüstet, wie die Anderen, die sie bereits erwarteten, es schon lange waren. Ein großer Kahn, von des Grafen Dienern herübergerudert, erwartete die Damen und Herren, und die prächtige Julisonne, die über ihren Scheiteln emporstieg, hatte kaum ihren höchsten Punkt am Himmel erreicht, als sie in Nedlitz landeten und einen vorgefundenen Wagen bestiegen, der sie mit sausender Schnelligkeit nach der Stadt brachte.

Siebentes Kapitel.

Die Einsiedlerfamilie.

Der Gasthof in der Stadt war bald erreicht. Der Name desselben: Zum Einsiedler! brachte auf Walther Lund's weiches Gemüth einen tiefen Eindruck hervor, indem sich ihm die Betrachtung dabei aufdrängte, daß der Mann, zu dem er sich jetzt begab, um aus seinen Händen das höchste Gut in Empfang zu nehmen, was es für ihn auf Erden gab, von nun an zu derselben Einsamkeit und Abgeschiedenheit verurtheilt werden sollte, in welcher er selbst so viele trostlose Jahre seines Lebens zugebracht hatte. Aber die Schicksale des Menschen sind wandelbar; kein Besitz ist dauerhaft. Heute gehören dem Einen die Schätze der Welt, die Fülle aller Freuden und das bewundertste Glück, und morgen schon dem Anderen. So tanzt die Welle des Lebens mit uns dahin, hebt uns und senkt uns, bis sie uns endlich auf den unsichtbaren Grund wirft, wo wir entweder als Perle dem Auge der Zukunft strahlen, oder als ein werthloses Atom der großen Schöpfung von den auflösenden Tropfen des Meeres vernichtet und verspült werden. —

Vor der Thür des Zimmers, in welchem sich der Graf Dingelstein aufhielt, trennte sich Herr von Stahr von der

übrigen Gesellschaft und begab sich zu dem Baron von Malte, mit dem er noch Verschiedenes zu verabreden hatte, denn auch dieser alte Freund und Geschäftsführer des Grafen war zur Begleitung desselben und um den vorliegenden bedeutungsvollen Akt seines Lebens abschließen zu helfen, mit auf die Reise gegangen. Anna aber trat zuerst in das Gemach ihres Scheingatten, und die beiden Anderen folgten ihr auf dem Fuße nach.

Bruno von Dingelstein saß auf seinem Stuhle, der ihn überall hin begleitete, an einem Fenster und hatte, wie es schien, schon auf das Erscheinen seiner Gäste gewartet. Er begrüßte die beiden Damen mit zärtlichem Händedruck, dann aber wandte er sich rasch von ihnen ab und faßte Walther Lund in's Auge. Dieser stand mit derselben eigenthümlichen Erregung, wie sie ihn immer ergriffen, wenn er vor den seltsamen Mann trat, den ihm das Verhängniß zum großen Trübsal, aber auch zur Belohnung seines reinen Herzens auf den Lebensweg geworfen, vor dem ihn anstarrenden Auge und blickte erwartungsvoll in dasselbe hinein, denn Bruno's Miene verrieth, daß auch in seinem Innern heftige Wallungen wogten, und so oft der Gefährte seiner Jugend das erschlaffte Gesicht des jugendlichen Greises betrachtet, niemals hatte er den unverkennbaren Zug einer weichen und ergebungsvollen Wehmuth so deutlich darauf ausgeprägt gesehen, wie heute.

„Walther Lund," sagte er ernst und beinahe traurig, indem er dem Angeredeten seine von Schwäche zitternde Hand hinreichte, „da stehen wir wieder vor einander und vielleicht zum letzten Male in diesem Leben. Sie halten mich in Athem, mein alter Freund, das muß ich sagen, und stören mich aus meiner Ruhe und Bequemlichkeit auf, weil Sie, wie es scheint, nicht erwarten können, was man Ihnen zu sagen und zu bieten hat."

„Nein, Herr Graf, das ist wohl nicht der Grund gewe-

sen, der mich so eilig von Ihrer Schwelle getrieben hat, denn ich erharre seit Jahren in Geduld und männlicher Fassung, was mir Gott in seiner unendlichen Güte jetzt in die Hand geben zu wollen scheint. Ich bedaure sogar aufrichtig, Ihnen wider mein Verschulden die Last dieser Reise aufgebürdet zu haben."

„Ach, wenn es weiter nichts wäre! Das Reisen, wie man es jetzt so bequem und schnell unternimmt und zu Ende bringt, strengt mich nicht an, im Gegentheil, es zerstreut mich und vertreibt mir die Langeweile, an der ich, wie früher, immer noch leide und — in Zukunft wahrscheinlich erst recht leiden werde. Ach ja, das Leben ist viel zu lang für ein menschliches Herz, wie das meine, Sie haben mir ein viel zu weites Ziel gesteckt — wissen Sie noch? O! — Aber, Walther Lund, lassen Sie uns zur Sache schreiten, die vor uns liegt; fassen wir einmal das Unumgängliche in's Auge und zahlen wir die Rechnung schnell, wenn das Glück genossen und die Summe gezogen ist. Nun, Walther, habe ich vor einigen Tagen nicht auch einmal Recht gehabt, als ich sagte: ich sei ein reicher Mann, viel reicher, als Sie dächten? Kann ich Ihnen nun von meinen Gütern einen Theil geben, oder nicht? Oder sollten Sie auch jetzt noch mit Ihrem ganz eigenthümlichen Stolze zurückweisen, was ich Ihnen als einen Schatz — für Sie von namenloser Größe — Jahre lang aufbewahrt habe?"

„Wenn ich gewußt hätte, Herr Graf, was Sie neulich unter dem Ausdrucke r e i ch verstanden, ich würde keinen Stolz gezeigt, vielmehr die äußerste Demuth an den Tag gelegt haben, denn in der That, Schätze von solcher Bedeutung, wie Sie besaßen, kann man nur mit kindlichster Demuth vor Gott entgegen nehmen" —

„O Walther!" unterbrach ihn Anna, er aber fuhr fort: „Und mit dieser Demuth ausgerüstet, jetzt und immer,

stehe ich vor Ihnen und erwarte, was Sie mir im Namen Gottes zu sagen haben."

— „Wohl! Sie waren immer nur stolz, wenn Sie geben konnten, und demüthig, wenn Sie nehmen mußten, das hat mich oft gereizt, weil ich nicht die Kraft fühlte, es Ihnen darin gleich zu thun. Aber, Walther Lund, ich bin Ihnen viel schuldig geworden — die Jahre haben die Zinsen zu einem Capital anwachsen lassen — und noch einmal erkenne ich laut und öffentlich an, daß ich Ihnen eine große, nie dagewesene Genugthuung schuldig bin; da ich aber nicht weiß, wie lange ich noch geben kann, so will ich gleich geben. Anna, Gräfin Valeska, ist es Ihr freier Wille, diesen Mann, Walther Lund mit Namen, zu Ihrem Gatten zu nehmen?"

„Ja, Herr Graf!"

„Walther Lund, ist es Ihr höchstes Glück, dieses schöne Weib, die Gräfin Anna Valeska, zur Gattin zu nehmen?"

„Ja, Herr Graf!"

„So gebt mir Eure Hände!" — Und indem er Beider Hände in einander legte und die seinige fest darauf gepreßt hielt, sagte er langsam und feierlich: „Da habt Ihr, was Ihr so lange wünschtet — Euch selbst. Ich fühle mich glücklich, von Gott — an den ich jetzt ehrlich glaube — auserlesen zu sein, dieses Bündniß zweier so vortrefflicher Menschen, wie Ihr seid, zu Stande zu bringen, indem ich mich selbst eines unschätzbaren Gutes beraube, um Euch, die es mehr verdienen als ich, das größte Glück des Lebens zukommen zu lassen. Wie, seid Ihr zufrieden mit mir? Habe ich meine Schuld abgetragen, Walther Lund?"

„Ja, Sie haben mehr gethan, als irgend ein Mensch thun würde, wenn er in gleichen Verhältnissen mit Ihnen wäre."

Anna konnte nicht antworten, sie dankte dem Grafen mit einem Händedruck und fiel dann seiner Schwester weinend um den Hals. Graf Dingelstein wurde ebenfalls weich, er hustete

laut und sehnte sich nach dem Ende des Auftritts. „Kinder,“ sagte er — „nun laßt es gut sein — ich liebe das nicht — macht, daß Ihr fortkommt und laßt mich allein — für alles Uebrige werde ich sorgen. Die Papiere, die Euch freisprechen, sollen sobald wie möglich in Eure Hände gelangen — seid glücklich — seid zufrieden und — und — nun laßt mich allein!“

Und die eine Hand vor seine Augen haltend, als wolle er die Rührung, die ihn übermannte, damit verbergen, winkte er mit der anderen, daß sie gingen, und sie befolgten den Wink, nachdem sie ihm noch einmal herzlich die Hand gedrückt hatten.

Am nächsten Tage herrschte in der Einsiedelei am See ein ungewohntes reges Leben. Verschiedene Arbeiter, durch Herrn von Stahr herbeigerufen, waren erschienen, um das Innere des kleinen Hauses in einen so artigen Musensitz wie möglich umzuwandeln, denn man hatte beschlossen, den Sommer über in ungestörter Gemeinschaft daselbst zuzubringen und die Sendung jener Papiere abzuwarten, die der Graf beim Abschiede ihnen baldigst verheißen hatte. Während die Damen und Herr von Stahr nun einstweilen im Pfarrhause zu Glindow ein Unterkommen gefunden, und Walther im Forsthause sein früheres Zimmer bezogen, schmückten die fleißig arbeitenden Tapezierer, Tischler und Maler Frau Wolter's Häuschen auf das freundlichste und behaglichste aus. Schon in acht Tagen konnten die Damen wieder das obere Stockwerk beziehen, während Herr von Stahr ein Zimmer im Unterhause einnahm, Frau Wolter selbst aber, die auch jetzt noch zu ihrer Freude und im stolzen Gefühl ihrer Würde die Schaffnerin machte, sich nebst einer Dienerin der Damen

mit einem kleinen Raume neben der Küche begnügen mußte. Walther blieb jedoch im Forsthause wohnen, aber wir dürfen voraussetzen, daß er jetzt nur wenige Zeit daselbst und bei seiner Arbeit verlebte, denn die Bewohnerinnen der Einsiedelei nahmen seinen ganzen Tag in Anspruch, und wohl Keines von ihnen Allen gab sich in dieser Zeit einer regelrechten Beschäftigung hin. So führten denn diese durch die innigste Liebe und Freundschaft so eng verbundenen Personen ein Leben, wie man es selten heut zu Tage führen sieht. Eine Familie bildend, in der weder Zwietracht noch Sorge haus't, in deren Mitte nur Frohsinn und Glück lebt, zurückgezogen von dem Lärm der nichtigen Welt, schufen sie sich eine Idylle, wie sie kein Dichter schöner erdenken, noch viel weniger beschreiben kann. Und rings um die einsame Hütte her war der einsame Wald plötzlich auf wunderbare Weise belebt; reizende Gestalten schritten singend und jubelnd durch die stillen Gebüsche oder lagerten im Schatten der alten Bäume, und ihre fröhlichen Zurufe, wenn sie sich liebevoll und zärtlich begrüßten, konnte man oft und weit im Widerhall über den lauschenden See hin erklingen hören. Und auch die Wellen dieses gewöhnlich in tiefer Stille ruhenden Sees bevölkerten sich. Nachen, von den willigen Händen der Diener gerudert, flogen herüber und hinüber und trugen glückliche Menschen, wie sie die Laune trieb, von Ort zu Ort, so daß sie mit den Nymphen in den Gewässern in Seligkeit und Frieden hätten wetteifern können.

So verstrichen wie im Fluge einige Monate, und der Herbst nahte allmälig heran und dunkelte die Blätter und trocknete Blumen und Gräser ein, während ein kühlerer Wind über die sich kräuselnden Wasser fuhr und ächzend in den sich beugenden Föhren und Eichen erstarb. Aber die Bewohner der Einsiedelei bemerkten den Wechsel der Jahreszeit kaum, in ihnen glühte die ewige Frühlingswärme der Liebe

und Neigung, denn ihre Herzen hatten im Leben kältere Winde und heftigeren Sturm siegreich überstanden. Ob wohl in zweien dieser glücklichen Menschen noch eine innigere Sehnsucht keimte? Wir wissen es nicht, aber wir glauben es wohl annehmen zu dürfen. In Worten wenigstens verrieth sich diese Sehnsucht nie, höchstens sprachen ihre Blicke aus, was ihr Herz höher klopfen machte, aber diese Blicke, ach! sind ja nur für Die, denen sie gespendet werden, und der Lauscher, wie wir es von Anfang an gewesen sind, darf niemals verrathen, was er in ihren sprühenden Blitzen Sehnsuchtsvolles und Wonneschauerndes wahrgenommen hat.

Eines Tages aber war Walther nach der Stadt gegangen, um irgend ein Geschäft zu Ende zu bringen. Als er, eiliger noch denn sonst, zurückkehrte und über den See ruderte, sah er dicht am Ufer die wohlbekannte Gestalt seiner Anna stehen, die ihn mit Sehnsucht zu erwarten schien. Sie winkte schon von Weitem herüber, indem sie mit Worten und Händen freundliche Grüße sandte. Endlich legte der Kahn an und Walther sprang leicht beschwingt an ihre Seite.

„Nun, Anna, was giebt es, daß Du so fröhlich bist? Sieh, es wird kühl am Wasser und Du hast doch schon längst die frühere Neigung verloren, ein Fisch zu sein, nicht wahr?"

„Wenn Du mich mit Deinem Netze fangen willst, mein Lieber, so bin ich auch jetzt noch dazu bereit, sonst aber danke ich für das kalte Element. — Nun rathe aber einmal, was ich hier habe!" — Und auch sie hielt etwas in der Hand, das sie, es hinter sich haltend, den Blicken des aufmerkenden Mannes verbarg. Es war das dritte Mal für Walther, daß ein weibliches Wesen ihm in solcher Stellung vor Augen trat, aber wir dürfen wohl mit Recht voraussetzen, daß ihm diesmal das verborgene Schicksal angenehmer däuchte, als in früheren Tagen.

„Was kannst Du haben?" fragte er und erröthete stark, da er bemerkte, daß auch Anna's Wangen plötzlich ein höherer Purpur überzog. Und leise sich an ihn schmiegend, ihren linken Arm voll um seinen Hals legend, überreichte sie ihm mit der Rechten ein Packet, welches bereits geöffnet war, denn es trug die Adresse Herrn von Stahr's.

„Ist es von Bruno von Dingelstein?" fragte Walther zögernd.

„Es ist von ihm" —

„Sendet er, was er versprochen?"

„Ja, und noch außerdem seinen Segen" —

„Anna!"

„Walther!"

Und als wäre es das erste Mal, daß es im Leben geschah, so innig und von gleicher Flamme durchzückt, fielen sie einander in die Arme und gaben sich, ohne weiter ihren inneren Zustand mit Worten zu bezeichnen, ohne Widerstand dem wonnevollen Bewußtsein eines neu beginnenden Lebens hin.

Nach längerer Weile schauten sie wieder auf, und da sie keinen Beobachter ihrer Gefühle wünschten, schlugen sie langsam, im Innern übereinstimmend und demselben Triebe gehorchend, den Weg nach dem einsamen Walde ein.

Lange sprachen sie nicht; mit verschlungenen Armen, ohne Ziel und Absicht, wandelten sie ruhig weiter; auch ihre Blicke suchten sich heute nicht wie sonst, vielmehr hafteten sie fest am Boden, über dessen schwellendes Moos sie voller Empfindung aber ohne Worte schritten. Endlich faßte sich Walther zuerst, erhob sein dunkeles Auge zu der Geliebten seiner Seele und sagte leise:

„Anna! So wäre also unser Geschick für diese Welt entschieden und besiegelt?"

„Es ist, wie Du sagst, mein Walther!"

„Und wann — wann —?" Er konnte nicht weiter

sprechen, nichts sehen, nichts begehren, denn sein Auge schwoll über von Thränen, wie immer, wenn er zu unaussprechlich selig war.

Da schaute Anna mit blitzendem Auge ihn an, ihr Busen hob sich und, indem sie ihre Hand gegen den blauen Himmel, ihren einzigen Zeugen, ausstreckte, sagte sie ruhig und fest: „Walther! Wenn Gott will — und Du willst — Anna ist Euch Beiden niemals entgegen gewesen!"

Schon am nächsten Tage gegen Abend, als die Schatten sich tiefer in die Wälder senkten, der See und die Fluren schlummerten und die Menschen von ihrer Arbeit an den heimatlichen Heerd bereits zurückgekehrt waren, ging in der kleinen Dorfkirche zu Glindow eine ernste und doch überaus glückliche Feier vor sich. Der junge Pfarrer segnete ein Paar ein, wie es noch nie so schön und zärtlich vor jenem Altare gestanden, ein Paar, dessen wunderbare Lebensverwicklungen im Umkreise jenes Dorfes begonnen hatten und nun auch beendet wurden. Aber die jungen Gatten fühlten auch tief, was ihnen zu Theil ward, und dankten mit vollem und ergebenem Herzen Gott dafür. Als die Trauung zu Ende war, sah man die Gräfin Helene und Herrn von Stahr sogleich einen Wagen besteigen und davon fahren, während Walther und Anna, Arm in Arm geschlossen, den alten Kirchhof betraten und im Glanze des heraufsteigenden Mondes und ihres treuen Gestirnes, am Grabe der frühzeitig Dahingegangenen, des frommen Vaters und der theueren Schwester, ein Gebet aus tief bewegtem Herzen sprachen. Lange lagen sie neben einander auf den Knieen, wo früher nur immer Einer gelegen hatte, und wir dürfen annehmen, daß ihre heutigen Gebete nicht aus weniger ergriffenen Seelen kamen,

als alle früheren, die hier aus einer Menschenbrust gegen den gnadenreichen Himmel aufgestiegen waren.

Tief war die Dämmerung schon herabgesunken, als sie, zum ersten Male ohne alle Worte, durch den düster beschatteten Wald neben einander gingen und sich auf wohlbekanntem Wege ihrem Asyle, der Einsiedelei, näherten. Sie fanden die Thür offen, aber Niemand ließ sich vor ihnen sehen, denn Frau Wolter war angewiesen, zu handeln, wie sie jetzt that. Erst heute zog Walther wieder in seine einsame Wohnung ein, aber sie war ihm nun nicht mehr einsam, denn sein Stern, der ihm bisher nur am Himmel geleuchtet, war in körperlicher Schönheit und Milde zur Erde herabgestiegen und glänzte, herrlicher als je, an seiner Seite.

Beide traten geräuschlos in die obere Wohnung, die so freundlich, so heimisch, so behaglich eingerichtet war, wie eine so einsame Wohnung an einer so schönen Stelle nur eingerichtet sein konnte. Lustig flackerte ihnen der Schein des gastlichen Feuers aus dem Kamine entgegen und färbte die Gluth ihrer strahlenden Gesichter höher und überirdischer.

„Da sind wir, Anna,“ sagte Walther mit beklommenem Athem und bebender Stimme, „da sind wir endlich an die Schwelle unserer wirklichen und lange ersehnten Heimath gelangt. Darf ich mich niederlassen und ruhen von der langen fruchtlosen Arbeit meines dunkelen Lebens?“

Anna faßte seine Hand und küßte ihn. „Lasse Dich nieder und ruhe, mein Freund! Wohl mir und Dir, daß ich Dich bei mir willkommen heißen kann! Siehe, ich habe Deinen Wunsch erfüllt und eingewilligt, so lange diese kleine Wohnung mit Dir zu theilen — als — als Du sie nicht langweilig finden wirst —“

„Anna!“ rief der Ueberglückliche und schloß die lächelnde Gattin liebevoll in seine Arme. —

Ob Walther wohl Langeweile bei einem solchen einsiedlerischen Leben empfand? Wir wissen es nicht. Nur so viel wissen wir, daß der Herbst und auch der Winter verging, und daß die Liebenden, denn das waren sie unwandelbar geblieben, wie sie es nicht anders sein konnten, noch immer allein und abgeschieden von aller Welt am stillen See wohnten. Aber als der Frühling grüßend über die Wellen daher fuhr, die Blätter knospeten und die Nachtigallen ihr wonniges Lied hören ließen, da klopfte eines Tages auch Herr von Stahr an ihre Thür und meldete, daß die größere Einsiedelei, die er ihnen gesucht und eingerichtet, zu ihrem Empfange bereit stehe.

Nur eine gute Stunde von dem Schweizerhäuschen entfernt, war ein schönes und stattliches Gebäude, ebenfalls am Ufer der Havel und in einer nicht minder schönen Gegend gelegen, zu kaufen gewesen. Herr von Stahr hatte es im Auftrage Walther's und Anna's erworben und nach ihrem Geschmacke und ihren reichen Mitteln gemäß würdig ausgeschmückt. In dieses Haus zogen sie Alle ein, sogar Frau Wolter war die Begleitung gestattet, denn sie mochte nicht wieder allein und ohne ihren lieben Herrn bleiben, den sie immer noch wie früher als ihr unantastbares Eigenthum betrachtete.

Das kleine Häuschen am See blieb einsam, aber nicht verfallen, stehen, wie bisher. Kein dämmernder Lichtschein fiel bei Nacht aus seinen epheuumrankten Fenstern auf den schlummernden See und kein fröhliches Hundegebell hallte im dämmernden Walde wieder, denn auch Sultan war, zum Lohne seiner Treue, mit in die neue Wohnung übergesiedelt. Nur von Zeit zu Zeit that sich seine kleine Pforte auf, wenn ein glückliches Paar einen Ausflug an den See unternahm, um in der lebensvollen Gegenwart noch einmal der dunkelen Vergangenheit zu gedenken und mit sich und seinem Schö-

pfer ungestört allein zu sein. Oft, sehr oft besuchten sie es, und immer wieder dufteten ihnen die Blumen ihres Glücks so lieblich und köstlich entgegen, wie von Anfang an. Wenn sie dann des Abends in ihr glänzendes Haus heimkehrten und den Freunden, die bei ihnen wohnten, erzählten, wie traulich schön es am See und im Walde sei, dann wußten diese, daß das eben so viel hieß, als: Freunde, Genossen, wir sind zwei namenlos Glückliche, wir haben das Paradies schon auf Erden gefunden. —

Eines Tages aber, es war in den ersten Wochen des nächsten Sommers, saßen die vier Freunde auf dem schönen Balkon, der über dem Havelstrom hing und die weiteste Fernsicht über die ruhenden Gewässer und die jenseitigen bewaldeten Höhen gestattete. Da hörten sie einen Wagen schnell vor das große Thor fahren, welches an der hinteren Seite des Hauses lag, und gleich darauf ein ungewohntes Geräusch auf Treppen und Fluren sich bis zu ihnen hin Bahn brechen. Verwundert schauten sie Alle auf, wer ihnen so unerwartet einen Besuch zugedacht haben möchte. Aber wie erstaunten sie, als Bruno von Dingelstein, auf zwei Diener gestützt, und von Herrn von Malte begleitet, in den Saal trat und sie schon von Weitem herzlich zu begrüßen bemüht war.

„Kinder!" rief er, zum ersten Male, so lange ihn Walther kannte, vor Rührung und innerer Bewegung in Thränen ausbrechend — „Kinder, da bin ich! Ich konnte es nicht länger aushalten, in der Welt so ganz allein zu stehen. Wo sind mir Freunde und Genossen, wenn Ihr es nicht seid! O — meine Grüft im Schlosse von Dingelstein, wo meine Väter liegen, wird meine Gebeine beherbergen, wenn ich nicht mehr am Leben bin, und die Wände meines Ahnensaals schmückt schon jetzt das Bild des letzten Grafen von Dingelstein. So lange ich aber noch lebe und athme, laßt mich bei Euch bleiben, denn seitdem ich Euch zum letzten

Male gesehen, habe ich erfahren, was es heißt, Freunde auf der Erde zu haben und sie verlassen zu müssen. Also nehmt mich auf in Eurer Mitte und gönnt mir die friedliche Ruhe, die ich nimmer und nirgends im Leben gefunden habe."

Kaum waren diese Worte gesprochen, da thaten sich genug liebende Arme auf, den gebrechlichen Mann mit aufrichtiger Neigung zu umfangen; er aber ruhte darin von seinem Kummer und seinem Elende aus, denn auch die Reichen und Vornehmen haben Beides auf der Welt, wenn die Augen dieser Welt es auch nicht immer sehen und erkennen.

Jahre lang noch lebte er heiter und zufrieden unter seinen Freunden, die mit diesem Namen zu nennen er sich wahrlich ein Recht erworben hatte. Oft sah man ihn in seinem Rollwagen durch die stillen Gänge des Neuen-Gartens fahren und die balsamische Luft seiner Blumen und Kräuter mit Wohlgefallen einathmen; gewöhnlich aber saß er auf dem Balkone über dem Flusse und schaute träumerisch still über die fluthenden Wasser, die von Insel zu Insel zogen und Himmel und Erde in ihrem Schooße wiederspiegelten. Was er da dachte und fühlte, wir wissen es nicht, aber an seine verlorene Jugend durfte ihn Niemand erinnern, denn ein inneres Grauen vor sich selber befiel ihn, wenn er an vergangene Zeiten und Erlebnisse zurückdachte. Um seinen Stuhl sah er noch den Erstgeborenen Walther's und Anna's spielen und er freute sich über das schöne schwarzlockige Kind, als wenn es sein eigenes Blut und Leben wäre, das munter und seelenvoll in ihm sprudelte. Zumeist war er in der Gesellschaft seines viel älteren Freundes von Malte, der alle Tage eine Partie l'Hombre mit ihm spielte und ihn nur verließ, um sich stundenlang in das klare Wasser der Havel zu legen, denn alle übrigen Kuren hatte er beseitigt, die Wasserkur allein war seine zuverlässige Trösterin geblieben. Ob sie ihn von seinen Leiden befreite, wissen wir nicht, doch hoffen wir

es, ogleich wir es kaum glauben dürfen. Als Bruno von Dingelstein aber endlich starb und man sein Testament öffnete, fand es sich, daß er alles Gut, worüber er verfügen konnte, Walther Lund und seinen Kindern vererbt hatte, indem er es aussprach, daß er noch im letzten Augenblicke seines Lebens gefühlt habe, wie wehe er ihm einst gethan, und daß er nur die eine Freude mit in's Grab nehme, daß sein ehemaliger Begleiter durch seine Hand abgehalten worden sei, ein Pfaffe zu werden, wozu er sich so wenig geeignet, wie er selber zum Einsiedler.

Wenn nun aber die heiße Sommersonne des Abends sich auf die Fluren und Wogen senkt und die ganze Natur in süßer Wollust ruht, um sich am Thau der aufsteigenden Nacht zu laben, dann sehen wir oft eine schöne Gondel vom Ufer sich lösen und zwei namenlos Glückliche ihren Bord besteigen. Vom leichten Abendwinde getrieben, kreuzt das schaukelnde Fahrzeug auf den Wassern umher und vier Augen schauen daraus hervor, in denen das Glück des Lebens im reinsten Strahle sprüht und glänzt. Sie grüßen von ferne die grünen Gestade und schattigen Bäume und nehmen mit verständlicher Lust die Gedanken und Empfindungen entgegen, die ihnen von Jugend an diese Stimmen der Natur gesprochen und gesungen haben.

Wer von den gefühlvollen Besuchern des Neuen-Gartens hat diese Gondel nicht oft über die breite Wasserfläche des Jungfernsee's gleiten gesehen? Wohl, aber er kannte nie die Glücklichen — die weit vom Geräusche der Welt entfernt, nur sich und ihrem Frieden lebten und deren Schicksale wir hier zu beschreiben versucht haben. Ach, wenn es uns nicht gelungen ist, den Umfang und die Tiefe ihrer glückseligen Empfindungen wiederzugeben, so habe man Nachsicht mit unserer

Schwäche, denn an unserm guten Willen lag es nicht, das Leben und die Herzen dieser Menschen wahr und treffend zu schildern. Wenn einem Schriftsteller, wie Walther Lund es ist, von der Vorsehung die Gabe verliehen ward, die mannigfachen Wunder der Gottesnatur zu erkennen, zu empfinden und zu beschreiben, und wenn es ihm vergönnt war, in seinem gemüthlichen Hause, in das er, vom Schauen, Denken und Schreiben oder von einem weiten Gange ermüdet, täglich voller Sehnsucht zurückkehrt, ein so süßes Weib wie Anna an seiner Seite zu finden — dann freilich kann man von solchem Schriftsteller sagen: er führe ein beneidenswerthes Leben, denn ein herrliches Loos, an Talent und Glück gleich reich, sei ihm zu Theil geworden. Ach! aber nicht Allen, die mit ihm nach einem Ziele streben und denen das Herz von Poesie und Liebe klopft, ward wie ihm die Zauberpforte des Glücks aufgeschlossen, nicht Allen wie ihm es verliehen, aus dem Grabe das Leben erstehen zu sehen und so einen Theil des helleren Jenseits schon hier im dunkelen Diesseit zu finden.

Habet also Nachsicht, Ihr freundlichen Leser, und nehmet auch diesmal den guten Willen für die That; krittelt nicht, wie Ihr so oft gekrittelt habt, sondern empfindet, was wir empfunden haben, als wir in einer ruhigen Stunde unseres unruhigen Lebens diese Zeilen mit dem Wunsche zu schreiben unternahmen, auch Euch durch die Mittheilung eines glücklicheren Geschicks eine trübe Stunde in eine heitere umzuwandeln.

Ende von Walther Lund.

Druck von Ph. Reclam Jun. in Leipzig.

Ferner:

III.

Der Sohn der Lady.

IV.

Ein Blick in's Petersburger Hofleben unter Katharina.

Ein noch unenthülltes Blatt aus der Geschichte von 1809.

Aus der Bretagne.

Die natürliche Tochter.

Im Thal von Roncevalles.

Die Prophezeihung.

Ulrich Bathory. Ein Gemälde aus dem 16. Jahrhundert.

Englisch.

Der keusche Alexis.

Galen, Philipp,

Walther Lund aus dem Leben eines Schriftstellers

Bd.: 3

Leipzig 1858